

Akademie Aktuell

Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

GESCHICHTE: Der Fotopionier William Henry Fox Talbot
DIGITALISIERUNG: Das Gesundheitssystem der Zukunft
IM GESPRÄCH: 60 Jahre Leibniz-Rechenzentrum

ברוך הבא בשם ה' בית ישראל ברכו את ה'

Jüdisches Leben in Bayern

Heft 3.2022

BAdW



WINDKRAFT

Vier Perspektiven auf ein energiegeladenes Thema

PODIUMSDISKUSSION
MIT LIVESTREAM

24/1/23

18.00 UHR

Alfons-Goppel-Straße 11
(Residenz)
80539 München

T +49 89 23031-0
www.badw.de

BAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN



Probe des Jewish Chamber Orchestra Munich unter der Leitung von Daniel Grossmann.



Liebe Leserinnen
und Leser!

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften versteht sich als Einrichtung, die den Dialog pflegt und Weltoffenheit lebt. Ich zitiere in diesem Zusammenhang Max von Pettenkofer, einen meiner Vorgänger im Amt, der 1890 in einer Festansprache betonte: „Die Wissenschaft lässt jedem seinen Glauben.“ Und er fügte hinzu: „Unter den Mitgliedern unserer Akademie sind nicht nur alle christlichen Confessionen vertreten, sondern auch Israeliten und als Ehrenmitglied sogar ein Mohammedaner.“

Leider – auch das muss gesagt werden – vernahm man ein halbes Jahrhundert später (nach der Machtübernahme durch die Nazis) aus der Akademie nicht mehr solche Signale der Toleranz. Ganz im Gegenteil! Sie unterwarf sich – obschon zunächst eher zögerlich – dem Führerprinzip und trennte sich schließlich von allen „Nichtariern“. Dieses unrühmliche Kapitel spielt eine wichtige Rolle bei der derzeit intensiv vorangetriebenen Erforschung der Geschichte unseres Hauses im 20. Jahrhundert; es verdient aber sicherlich auch noch eine eigenständige Bearbeitung.

In diesem Heft stehen allerdings nicht Verfolgung und Vernichtung im Vordergrund, sondern das jüdische Leben in Bayern vor und nach dem Holocaust. Die Wahl dieses Schwerpunkts geht auf eine Initiative unserer Ad hoc-Arbeitsgruppe „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ unter der Leitung von Michael Brenner und Bernd Pöfgen zurück. Ich wünsche Ihnen eine stimulierende Lektüre.

Prof. Dr. Thomas O. Höllmann
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Fotos: Enno Kapitza für Akademie Aktuell; Niko Schmid-Burgk

Jüdisches Leben in Bayern

Das Judentum und seine Kultur sind integrale Bestandteile unserer Geschichte und Gegenwart. Doch abgesehen vom Holocaust und seiner Vorgeschichte gibt es in der deutschen Öffentlichkeit häufig nur

geringe Kenntnisse jüdischer Kultur und Traditionen. Diese Ausgabe wirft gezielte Blicke in die Vergangenheit jüdischen Lebens in Bayern und nimmt gleichzeitig Aspekte der vielfältigen Gegenwart in den Blick. Lesen Sie dazu mehr ab S. 12.



Die schützende Hand der Miriam (Chamsa) als Schlüsselanhänger, gesehen in der Literaturhandlung am Münchner St.-Jakobs-Platz.

Foto: Enno Kapitza für Akademie Aktuell

Nr. 78

6
Kurz notiert
Nachrichten aus Wissenschaft und Forschung

8
Im Gespräch
Der Informatiker Dieter Kranzlmüller über Resilienz

Fokus

12
Jüdisches Leben in Bayern

14
Jüdisches Leben in Bayern
Eine archäologische und historische Spurensuche

20
Zeugnisse des Landjudentums
Jüdische Spuren in den kleinen Gemeinden Frankens und Schwabens

26
Vielfalt der Herkunft
Die jüdischen Gemeinden Bayerns nach dem Holocaust

32
Erinnerung an die Erinnerung
Wege der Erinnerungskultur in den bayerischen KZ-Gedenkstätten Dachau und Flossenbürg

38
„Es geht viel um Übergriffigkeit“
Die Schriftstellerin Lena Gorelik über versteckten Antisemitismus in Deutschland

Fotos: Archiv der BAdW, Prot. 58; privat



S. 52 | Wertvolle Originale aus der Frühgeschichte der Fotografie im Archiv der BAdW.

44
Forschung, Vermittlung, Austausch
Jüdische Museen und Wissenschaftseinrichtungen in Bayern

47
Auf den Punkt
Frank Fischer über ein zeitgemäßes Wissenschaftsverständnis

48
Ortswechsel
Aus China nach München

50
Kurz vorgestellt
Fünf Fragen an neue Akademie-mitglieder

Forschung

52
Zeichner mit Licht
Originale des englischen Fotopioniers William Henry Fox Talbot in der BAdW

58
Gesundheitsdaten sicher teilen
Forschen für das Gesundheitssystem der Zukunft

62
Akademie intern

64
Termine / Impressum

66
Lieblingsstück

Unser Titelbild

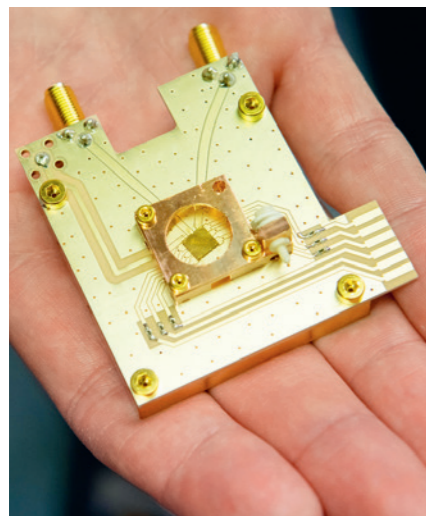
und der Schwerpunkt dieser Ausgabe zeigen Fotos von Enno Kapitza. Er hat Orte jüdischen Alltagslebens in Bayern besucht und Menschen porträtiert, die jüdische Kultur und Tradition pflegen oder schlicht ihrer Profession und ihren Hobbys nachgehen – von der Hip Hop-Gruppe bei Maccabi München e. V. bis zum Team des Jüdischen Museums Franken in Fürth. Das Cover zeigt Rabbiner Elias Dray, Nadine Randak und Swetlana Hettwer von der Israelitischen Kultusgemeinde in Amberg.



NUR NOCH 4 GLETSCHER



... gibt es seit September 2022 in Bayern. Durch den heißen Sommer ist der Südliche Schneeferner auf der Zugspitze so rasant abgeschmolzen, dass er seinen Status als Gletscher verliert und die langjährigen Vermessungen, die die BAdW mit Unterbrechungen seit 1892 vorgenommen hat, eingestellt werden. Der Klimawandel trifft die Alpen besonders hart, da die Erwärmung dort rascher und stärker ausfällt. Die verbleibenden vier Gletscher Bayerns werden deshalb in absehbarer Zeit ebenfalls abschmelzen.
Mehr dazu: [badw.de/presse](https://www.badw.de/presse)



Europäischer Quantencomputer für Bayern

Das Leibniz-Rechenzentrum (LRZ) der BAdW wird ein europäischer Quantencomputer-Standort der Spitzenklasse. Die Idee des Projekts „Euro-Q-Exa“: Quantenprozessoren ins Supercomputing zu integrieren und so die neue Computertechnologie besser steuerbar sowie für Anwenderinnen und Anwender nutzbar zu machen.
Mehr unter: [lrz.de/presse](https://www.lrz.de/presse)



Videoreihe:

KI und Maschinelles Lernen

Eine neue Videoreihe der BAdW widmet sich den Grundlagen von Künstlicher Intelligenz und Maschinellem Lernen ebenso wie möglichen Anwendungsgebieten, beispielsweise in der Medizin, im Autoverkehr oder beim Fernsehen. Die Reihe basiert auf einem Symposium des Forums Technologie, das im Juli an der BAdW stattfand.
www.badw.de/mediathek

Zusammenstellung: rz

VIS-À-VIS mit Monika Schnitzer

Pandemie, Inflation, Krieg – wie wirken sich die Krisen auf die deutsche Wirtschaft und die privaten Haushalte aus? Darüber diskutierte Ursula Heller (Bayer. Rundfunk) mit Monika Schnitzer (BAdW/LMU München). Sie gab Einblick in ihre Arbeit als „Wirtschaftsweise“. Veranstaltung verpasst?
[badw.de/mediathek](https://www.badw.de/mediathek)

Fotos: W. Hagg; istock/salihkilic; Julian Stratenschulte/picture alliance/dpa



Führung im Archiv des Thesaurus linguae Latinae.

Summer in the City

Ende Juli 2022 öffnete der Thesaurus linguae Latinae seine Türen erneut zu einem in der Fachwelt mittlerweile weithin bekannten Ereignis, zur 4th Summer School: Junge Forscherinnen und Forscher aus sechs Ländern erhielten eine intensive Einführung in Methodik und Ressourcen lateinischer Lexikographie und verfassten unter Anleitung von Thesaurus-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern „echte“ kleine Wörterbuch-Einträge, die auch in die Publikation eingehen. Begleitet wurden sie von Wolfgang de Melo aus Oxford als scholar in residence, der zudem einen öffentlichen Vortrag hielt. Der Austausch mit den Gästen bereicherte wiederum die Projektarbeit selbst.

„FLUCHT UND MIGRATION“



Fotos: Klaus D. Wolf; Jan-Peter Kasper/picture alliance/dpa; K. Nietfeld/picture alliance/dpa

Im Sommer 2022 wurde die Ad hoc-Arbeitsgruppe „Zukunftswerte“ mit einer Podiumsdiskussion zum Thema „Flucht und Migration“ erfolgreich abgeschlossen. Zahlreiche Videos und Podcasts geben Einblicke in die vielfältigen Ergebnisse und Arbeitsschwerpunkte der letzten drei Jahre.
[zukunftswerte.badw.de](https://www.zukunftswerte.badw.de)

WELCHE WERTE BRAUCHT EUROPA?“

3 NEUE PROJEKTE

Erstmals nehmen 2022 drei neue im Akademienprogramm geförderte Vorhaben zugleich die Arbeit an der BAdW auf. Im Mittelpunkt stehen antike Keilschrifttafeln aus dem heutigen Irak, Wissensnetze in der mittelalterlichen Romania sowie die digitale Jean Paul-Ausgabe. Die Projekte haben eine Laufzeit von bis zu 25 Jahren und werden im Akademienprogramm von Bund und Ländern finanziert. Dieses von der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften koordinierte Programm ist das größte geisteswissenschaftliche Langzeitforschungsprogramm der Bundesrepublik Deutschland. Mehr zu den Vorhaben:
[badw.de/presse](https://www.badw.de/presse)

„Was wir heute erreicht haben, wollen wir morgen noch besser machen“

Wie verkraften wir Krisen und Veränderungen? Der Informatiker **Dieter Kranzlmüller** erklärt, was Resilienz mit Informatik zu tun hat, und zieht Bilanz aus 60 Jahren Leibniz-Rechenzentrum der BAdW.

Foto **Dirk Bruniecki**

10 Millionen Treffer bei Google – das Thema „Resilienz“ hat Hochkonjunktur, sowohl im Management als auch für die persönliche Entwicklung. Was verstehen Sie darunter, Herr Kranzlmüller?

Für mich enthält der Begriff beide Aspekte, und ich würde einen dritten hinzufügen: Technik sollte ebenfalls resilient sein. Corona hat unter anderem das Home-Office gebracht und damit viele Herausforderungen für uns persönlich, für Organisationen und für die IT. Resilienz auf persönlicher Ebene sehe ich als innere Stärke, Krisen oder Wandel zu verkraften. Mir hilft dabei der Sport. In Bezug auf Organisationen und im Hinblick auf das Leibniz-Rechenzentrum geht es um Zukunftsfähigkeit. Was machen wir, damit Leistungen auch dann zur Verfügung stehen, wenn das Umfeld schwierig ist? In der Corona-Pandemie sind wir von einem Tag auf den

nächsten ins Home-Office gewechselt, und ich sage mal so: Keiner hat es gemerkt. Die Leistungen des LRZ liefen problemlos weiter.

Verstehen Sie als Informatiker alle Funktionen des Smartphones? Viele Menschen klagen, dass sie Technik verunsichert.

Da bin ich bei Ihnen. Deshalb ist es ein Fehler, Digitalisierung nur auf die Technik zu beschränken, es geht um viel, viel mehr. Wir müssen den digitalen Wandel als Grundprinzip in unser Handeln aufnehmen. Eine Frage ist dabei: Warum muss ich diese Technik verstehen? Als Informatiker sollten wir daher ganzheitlicher an das Thema herangehen als bisher. An meinem Lehrstuhl forschen wir über IT-Management und -Sicherheit: Einer der größten Unsicherheitsfaktoren in der IT ist der Mensch. Dagegen helfen

Technologien allein nicht weiter, stattdessen Ausbildung und ein Bewusstsein für die Problematik. Das Gesamtbild wird wichtiger, damit auch die Wirkung neuer IT, der Nutzen und potentielle Risiken.

Das LRZ, gegründet 1962, hat in 60 Jahren mehrere Updates durchgeführt: mehr Aufgaben, stärkere Internationalisierung, rasanter Fortschritt. Wie wird eine High-Tech-Institution resilient?

Eins ist klar – wir müssen weiter funktionieren. Daher passen wir auf, dass uns der Erfolg nicht zu Kopf steigt. Was wir heute erreicht haben, wollen wir morgen noch besser machen. Dabei sind vor allem die Kolleginnen und Kollegen wichtig, ihre Werte, Erfahrung und Neugier, und es ist notwendig, den Forschergeist zu stärken. Als Digitalisierungspartner und IT-Dienstleister brauchen wir außerdem eine

Zu Resilienz gehört auch die Work-Life-Balance, bei Dieter Kranzlmüller in Form der täglichen Laufrunde.



Fehlerkultur. Fehler bedeuten die Möglichkeit zu lernen. Deshalb haben wir ein Managementsystem für Informations- und Service-Sicherheit etabliert. Es zwingt uns, Prozesse zu dokumentieren und zu hinterfragen. Ein Beispiel: Neulich fiel die Kühlung bei wichtigen Systemen aus. Die Schritte zur Wiederaufnahme des Betriebs sind klar, aber danach analysieren wir, was geklappt hat und was nicht. Das ist die Grundeinstellung am LRZ, und hinzu kommt das Feedback unserer Anwenderinnen und Anwender. Dieser Dialog hilft uns abzuschätzen, welche Services wir voranbringen sollten.

Neugier ist wichtig, um die Zukunft vorzubereiten. Was noch?

Wir haben vor 60 Jahren begonnen, große Rechenanlagen zu betreiben und unsere Dienste stetig ausgeweitet. Wir betreiben das Münchner Wissenschaftsnetz und den Datenspeicher für die Bayerische Staatsbibliothek, wir bieten IT-Dienstleistungen und arbeiten mit internationalen Forschungsgruppen. Solches Wachstum erfordert Anpassungsfähigkeit. Noch vor wenigen Jahren sahen wir uns als IT-Dienstleister für die Wissenschaft, heute sind wir Partner bei der digitalen Transformation. Der Grundgedanke bleibt: Wir helfen, IT-Infrastrukturen für die Wissenschaft aufzubauen. Nebenbei hat das LRZ viele Herausforderungen erlebt, die zur Anpassung zwingen, etwa Künstliche Intelligenz, Quantencomputing, Höchstleistungsrechnen und Future Computing. Das LRZ hat sich angepasst, weil wir solche Konzepte erkundet haben, und zwar vor allem unter Nutzungsaspekten.

Was trägt Führung zur Resilienz bei?

Führung hat Vorbildwirkung. Mir persönlich ist wissenschaftliche Neugier wichtig, die sehe ich als etwas Schönes in meinem Job. Ich darf weiter lernen. Am LRZ wollen wir wissen: Was hilft Forschenden? Die Rolle der Leitung ist Moderation zwischen Interessen und Lösungswegen.

Ein Großteil dabei ist reden, reden, reden, mitnehmen und überzeugen. Ich höre gerne zu, am LRZ gibt es viele Expertinnen und Experten, deren Meinung mir wichtig ist. Und dann gehört zu Führung auch die Work-Life-Balance: Mir ist eine Laufrunde ganz wichtig, beim Laufen

verarbeite ich den ganzen Input und erreiche ein Level, auf dem ich Standpunkte formulieren und als Impulse weitergeben kann.

Zwei Jahre Pandemie, jetzt Krieg, Inflation, Langzeitkrisen wie der Klimawandel, private Herausforderungen: Was sollten Unternehmen tun, um die Resilienz unter Beschäftigten zu erhalten?

Wir haben gerade viele Fragen zu beantworten. Als Leitung kann ich Impulse setzen und schauen, was brauchen Mitarbeitende, um engagiert zu bleiben –

„Wir dürfen nicht vergessen, jungen Leuten kritisches Denken mitzugeben, damit sie den Einsatz von Technik hinterfragen.“

Stichwort flexiblere Arbeit. Home-Office klappt bei uns, weil Kolleginnen aus der Personalgruppe gefragt haben, was die Beschäftigten wollen. Ich habe das Gefühl, dass Beteiligung bei der Umsetzung von Maßnahmen hilft. Und dann bringt uns Diversität voran. Am LRZ arbeiten Menschen aus 39 Nationen, mit unterschiedlichsten Erfahrungen. Das ist wertvoll. Offen kommunizieren, dass wir viele Herausforderungen nur gemeinsam lösen können, ist meine Maxime.

Wie wird sich das LRZ als Partner für die Digitalisierung weiterentwickeln?

Aktuell splitten sich die Computertechnologien auf, es gibt neue Chips, Prozes-

soren, Beschleuniger, mehr spezialisierte Komponenten. Seit Jahren wird „One-Stop-Shopping“ thematisiert, also der Zugriff auf verschiedene Services mit einem Login. Am LRZ arbeiten wir daran, dass man über ein Webinterface Ressourcen anwählen kann. Im Supercomputing wird heterogenes Rechnen immer relevanter. Für Methoden der Künstlichen Intelligenz gibt es eigene Chips, das High Performance Computing wird mit innovativen Prozessoren, auch Quantenprozessoren beschleunigt, für die Datenhaltung etablieren sich diverse Speicheransätze. Es läuft darauf hinaus, dass Forschende diese Technologien für spezifische Aufgaben einsetzen werden. Wir müssen dafür sorgen, dass die Angebote einfach nutzbar sind und dass Anwenderinnen und Anwender bei uns Rat finden.

Nach 60 Jahren ändert sich am LRZ die Kundschaft: Neben Physik, Informatik und Ingenieurwissenschaften setzen die Lebens- und Umweltwissenschaften, teilweise sogar die Sozial- und Geisteswissenschaften, auf Rechenkapazität. Wie verändert das Ihre Arbeit?

Das konfrontiert uns mit neuen Ausdrucksweisen, Fachbegriffen. Wir passen uns an und lernen gerade, IT-Dienste so zur Verfügung stellen, dass alle verstehen, wozu sie sinnvoll sind. Das ist aber kein besonderes Spezifikum der Gegenwart, das macht das LRZ seit Beginn.

Wie beeinflussen Quantencomputing und KI die Forschung?

Grundsätzlich beschäftigen wir uns mit neuen Technologien, weil der Wunsch nach mehr Rechenleistung an uns herangetragen wird. Wir sehen aber, dass wir Funktionsweisen besser verstehen sollten. KI und Quantencomputing sind daher zunächst Forschungsgegenstände. Wir erkunden gerade, was der Einsatz von Quantencomputern der Wissenschaft bringt. Mittelfristig werden wir uns damit beschäftigen, ob diese Technologien bei der Bewältigung von Big Data zusammenarbeiten können.

In die Zukunft gedacht – werden diese Technologien einmal ineinandergreifen? Ich sehe KI oder Quantencomputing nicht als Methoden, die für sich stehen. Eher werden wir Simulationen, die heute

bezüglich Rechenleistung und -kapazität an Grenzen stoßen, irgendwann so lösen, dass wir Teile der Algorithmen mit Methoden der Künstlichen Intelligenz verarbeiten und so die Supercomputer beschleunigen. Analog dazu werden wir Quantencomputer verwenden. Und dabei könnte es eine große Befruchtung sein, dass jetzt neue Wissensgebiete an die Systeme drängen – sie liefern uns neue Herangehensweisen. Absolut spannend.

Mangelndes Wissen ist ein Grund für Vorbehalte in der Gesellschaft beim Einsatz von KI. Bei der Verarbeitung von Big Data ist aber oft nicht mehr vollständig nachvollziehbar, wie Ergebnisse entstehen. Ist das Segen oder Fluch?

Als akademisches Rechenzentrum sieht sich das LRZ in der Rolle eines Vermittlers: Deswegen beteiligen wir uns an Projekten wie Girls' Day oder TUM Junior, organisieren Workshops oder Tage der offenen Tür und zeigen, wie ein akademisches Rechenzentrum funktioniert und was mit Technik hier entsteht. Da werden wir sicher noch stärker gefordert werden. Bei neuer Technik ist Kommunikation essenziell, gerade weil es Risiken gibt. „Alles, was getan werden kann, wird getan werden“, heißt es bei Dürrenmatts „Physikern“. Beim Einsatz neuer Technologien müssen wir die Konsequenzen überdenken. Ausbildung hat dabei einen großen Stellenwert. Wenn ich sehe, wie die nächste Generation mit den Technologien jongliert, dürfen wir nicht vergessen, jungen Leuten kritisches Denken mitzugeben, damit sie den Einsatz von Technik hinterfragen.

Unternehmen, Prominente und viele Nutzerinnen und Nutzer verlagern ihre Aktivitäten derzeit in virtuelle Welten. Welchen Sinn machen 3D-Optik und sinnlich erlebbare Ansichten in der Forschung?

Für das LRZ ist relevant, wie mit Visualisierung und Virtueller Realität der Erkenntnisgewinn vorangetrieben wird. Ziehen Forschende daraus mehr Wissen, ist das wertvoll. Dafür gibt es im LRZ-Zentrum für Visualisierung und Virtuelle Realität gute Beispiele. Es ist faszinierend zu beobachten, wie Studierende, Forschende oder Kinder mit einer 3D-Umgebung umgehen. Sehr einprägsam war es für

Foto: LRZ



Herausforderungen gemeinsam lösen: Installation der ersten Quantencomputing-Hardware der Firma IQM am Leibniz-Rechenzentrum, 2022.

„Genau das wollen wir mit Technologie erreichen – einen Wechsel der Perspektive, um Wissen zu gewinnen.“

mich, im Virtual Reality-Raum einen Professor auf dem Boden liegen zu sehen. Er habe, sagte er, sein Projekt noch nie aus dieser Perspektive betrachtet. Genau das wollen wir mit Technologie erreichen – einen Wechsel der Perspektive, um Wissen zu gewinnen. Als wir vor zehn Jahren damit begannen, war alles aufwändiger. Inzwischen kann man vieles mit Notebook oder Smartphone machen. Wenn wir aber merken, dass etwas nicht funktioniert, ist auch das ein Gewinn. Dann wissen wir, dass wir es anders machen müssen.

Forschen wir bald in virtuellen Laboren und hören Vorlesungen in 3D-Welten?

An meiner Vorlesung nehmen rund 400 Studierende teil, aktuell 150 im Hörsaal und 250 zu Hause. Wissenschaft und Lehre werden sich Technologie weiter zunutze machen. Ich finde das spannend: Vielleicht werden wir uns auf der Couch in Virtual Reality anschauen, wie eine Pflanze wächst oder mein Avatar wird Vorlesungen halten – im realen Raum oder virtuell. Es bleibt spannend, und das LRZ ist mittendrin in dieser Entwicklung.

Zurück zur Gegenwart: Zum 60. Geburtstag des Leibniz-Rechenzentrums bekommen Sie einen Zauberstab. Welche Zukunftsvision würden Sie gerne sofort realisieren?

Es ist aktuell schwierig, an Visionen zu denken. Es gibt genug Probleme, die dringend gelöst werden müssten. Aus der Sicht des IT-Dienstleisters wäre ich schon glücklich, wenn ich Vorbehalte im Umgang mit IT abbauen könnte. Da geht es weniger um Technik als um Kommunikation. Ja, vielleicht ist es das, was ich mit einem Zauberstab umsetzen würde: dass es uns gelingt, durch Kommunikation Vorbehalte und Ängste gegenüber IT zu reduzieren. Das könnte uns am LRZ und vielleicht sogar als Gesellschaft voranbringen.

Fragen: sts, sv

Prof. Dr. Dieter Kranzmüller

leitet seit 2017 das Leibniz-Rechenzentrum (LRZ) der BAdW. An der LMU München ist er Professor für Informatik und forscht zu IT-Management und -Sicherheit, parallelen Rechnerarchitekturen und wissenschaftlichem Visualisieren.

Das Gespräch fand am 7. Juni 2022 statt. Den ausführlichen Podcast finden Sie in der BAdW-Mediathek unter badw.de/mediathek.



Jüdisches Leben in Bayern

„Besonders und einfach mitten unter uns.“ So beschreibt Enno Kapitza, der für die BAdW die Bilderstrecke dieser Ausgabe fotografierte, seine Begegnungen mit jüdischem Leben in Bayern. Er durfte Rabbiner Dray beim Gebet begleiten, wurde zu koscherem Mittagessen eingeladen und bekam von einer der Tänzerinnen der hier porträtierten Gruppe „Jad be Jad“ in Augsburg einen selbst bemalten Glücksstein geschenkt.

Jüdisches Leben in Bayern ist heute bemerkenswert vielfältig, zugleich aber von wachsendem Antisemitismus bedroht. Wie haben sich jüdische Gemeinden in Bayern seit 1945 entwickelt? Welche Spuren hat die jahrhundertealte jüdische Geschichte im Freistaat hinterlassen? Und wie steht es um die

Erinnerungsarbeit – in den Museen und Gedenkstätten Bayerns ebenso wie in der Gesellschaft? Diesen aktuellen Fragen geht seit 2021 die Ad hoc-Arbeitsgruppe „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ der BAdW nach. In dieser Ausgabe stellt sie ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte vor.

Jüdisches Leben in Bayern

Eine archäologische und historische **Spurensuche**: Wo heute noch „Berches“ gebacken wird, warum es gerade auf dem Land viele Überreste jüdischer Gemeinden gibt und was die einzige erhaltene mittelalterliche Synagoge Bayerns mit Bier zu tun hat.

Von **Karin Eben** und **Julia Schneidawind**

Mit der langen und facettenreichen jüdischen Geschichte Bayerns vom Mittelalter bis in die Gegenwart hinein beschäftigt sich die im Herbst 2021 eingerichtete Ad hoc-Arbeitsgruppe „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In den beiden Teilprojekten „Spurensuche – Das Landjudentum im vorindustriellen Bayern“ und „Neuanfang – Jüdisches Leben in Bayern von 1945 bis heute“ werden archäologische und historische Spuren erforscht und einer breiten Öffentlichkeit vermittelt.

Jüdisches Leben in Bayern – ein Generationendialog

Dies geschieht einerseits durch Veranstaltungen. Den Auftakt bildete eine Podiumsdiskussion über „Jüdisches Leben in Bayern“, die als Eröffnungsveranstaltung im Februar 2022 stattfand und an der Michael Brenner, Charlotte Knobloch,

Lena Gorelik, Lena Prytula sowie Ilanit Spinner als Moderatorin mitwirkten. Grußworte sprachen Ludwig Spaenle und Josef Schuster. Insgesamt kam deutlich zum Ausdruck, dass heute in Bayern lebende Jüdinnen und Juden immer wieder mit breit gestreuten Vorurteilen konfrontiert werden und die Vorstellungen dazu häufig vor allem auf Holocaust, Antisemitismus und den Nahostkonflikt reduziert werden. Doch die zahlreichen Facetten aktuellen jüdischen Lebens, die große Heterogenität der individuellen Lebensentwürfe, der Familiengeschichten und religiösen Anschauungen der einzelnen Personen, die vor allem als normale Menschen wahrgenommen werden möchten, aber auch das Wissen um die lange und wechselvolle Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Bayern kommen dabei in der Regel zu kurz. Dem durch den Zuzug von Jüdinnen und Juden aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion seit den 1990er Jahren verursachten

deutlichen Anstieg jüdischen Lebens stehen die in den letzten Jahren immer häufiger auftretenden antisemitischen Vorfälle gegenüber. Die Thematik ist daher sehr aktuell und sowohl akademisch wie auch gesellschaftlich bedeutend.

Vorträge, Podcasts, interaktive Karte

Mit den mittelalterlichen und neuzeitlichen Spuren jüdischen Lebens in Bayern wird sich ab November 2022 die Vortragsreihe „Spurensuche – Jüdisches Erbe in Bayern“ beschäftigen. Sie wird im Frühjahr und Sommer 2023 mit den Entwicklungen von 1945 bis heute fortgesetzt.

Mehrere Podcasts, die in Zusammenarbeit mit dem BR entstehen sollen, werden vor allem die Spuren bayerisch-jüdischen Lebens, die sich heute im Ausland finden, beleuchten. Eine interaktive Karte wird wichtige Begriffe, die mit dem Judentum in Zusammenhang stehen, erläutern und entsprechende Orte in Bayern dazu exemplarisch aufzeigen.

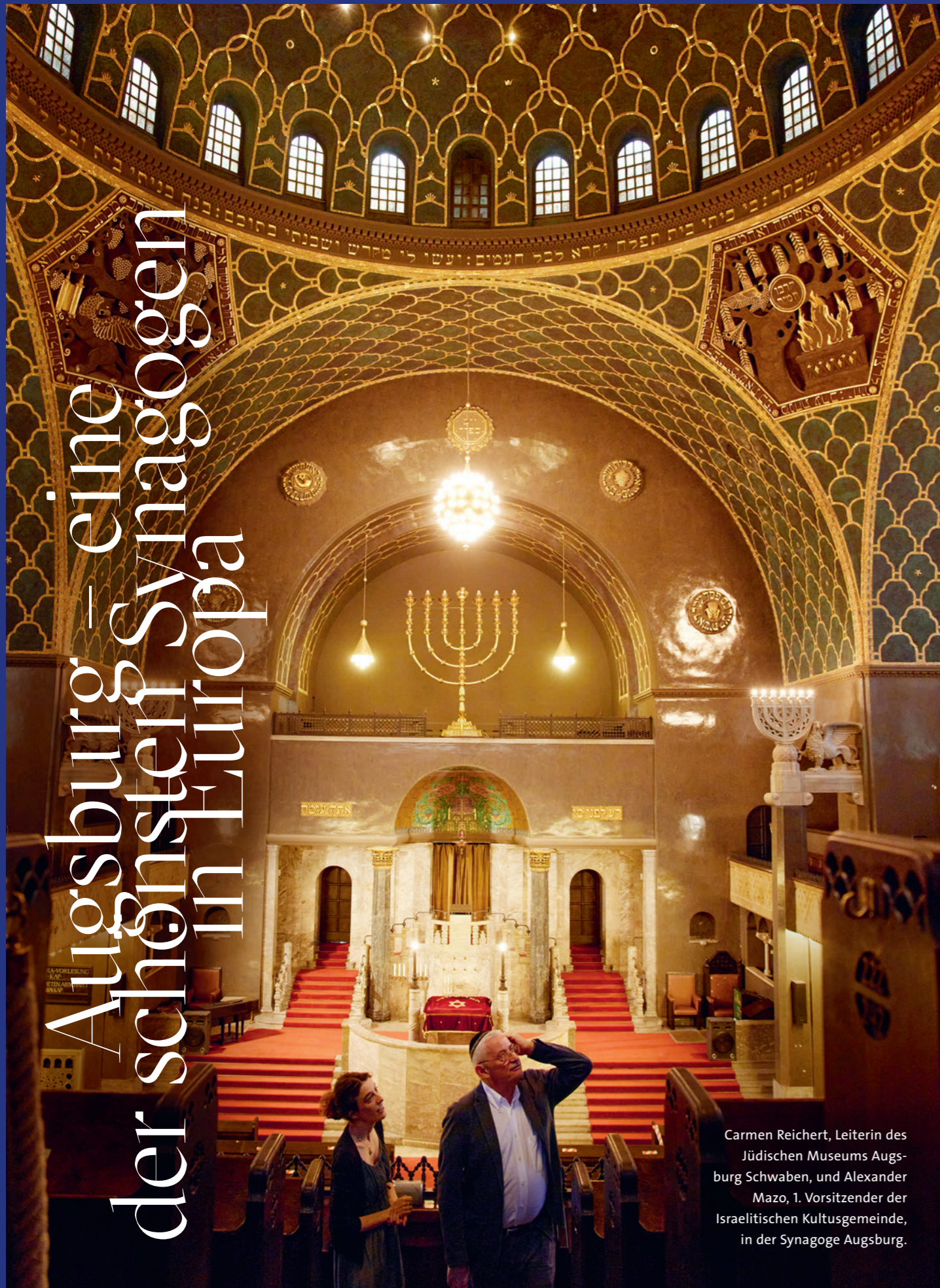
Erste Spuren in der Spätantike

Wie alt die Spuren jüdischen Lebens in Bayern sind, ist vielen gar nicht bekannt. Erste archäologische Hinweise auf jüdisches Leben in Bayern finden sich bereits in der Spätantike und sind in Form von Menora-Darstellungen erhalten, etwa auf dem Fragment einer Öllampe aus Augsburg oder auf einer Bleiplombe zum Versiegeln von Waren aus dem spätrömischen Kastell/Vicus Submuntorium (Burghöfe). Beide Gegenstände werden in das 4./5. Jahrhundert datiert und lassen auf eine zumindest zeitweilige Präsenz jüdischer Kaufleute in der römischen Provinz Raetien schließen.

Frühe Nachweise einer Ansiedlung auf dem Gebiet des heutigen Deutschland liegen zuvor bereits aus römischen Städten an Rhein und Mosel vor. Im Jahr 321 erließ Kaiser Konstantin ein Edikt,

Carmen Reichert, Leiterin des Jüdischen Museums Augsburg Schwaben, und Alexander Mazo, 1. Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde, in der Synagoge Augsburg.

Augsburg – eine
der schönsten Synagogen
in Europa



wodurch erstmals Juden in Köln schriftlich nachgewiesen sind. Dieses historische Ereignis wurde 2021 und 2022 als Jubiläumsjahr „1700 Jahre Juden in Deutschland“ gefeiert.

Spurensuche im Mittelalter

Der älteste urkundliche Beleg für jüdisches Leben in Bayern stammt aus Regensburg, wo 981 der Jude Samuel Besitz an das Kloster St. Emmeram verkaufte. Bereits 903/906 wurden in der Raffelstetter Zollordnung Juden im Zusammenhang mit dem Donauhandel erwähnt. Sie hatten sich damals möglicherweise schon in Regensburg angesiedelt. Um 1020 wurden in Regensburg zudem *habitaacula judeorum* erwähnt, eine Bezeichnung, die als erstes jüdisches Quartier Bayerns gedeutet werden kann.

Archäologische Spuren des mittelalterlichen Judentums sind teilweise noch aus verschiedenen ehemals jüdischen Wohnquartieren bayerischer Städte erhalten. In der Bamberger Inselstadt kann man im Dokumentationszentrum zur Mikwe das spätmittelalterliche Tauchbad besichtigen, das der rituellen Reinigung der Gemeindeglieder diente. In Regensburg fanden sich neben den Fundamenten der mittelalterlichen Synagoge, deren Grundriss von dem israelischen Bildhauer Dani Karavan als Denkmal sichtbar gemacht wurde, mehrere Kellerräume und Latrinen des ehemaligen Judenviertels, von dem Mauerreste am „document Neupfarrplatz“ in ein Museum integriert wurden. Im ehemaligen jüdischen Quartier wurden zudem verschiedene Artefakte jüdischer Sachkultur entdeckt, darunter ein Siegel der jüdischen Gemeinde, ein goldener Fingerring, eine Bronzefigur, die vermutlich den biblischen Aaron darstellt, sowie ein Verwahrfund mit mehreren Münzschatzgefäßen, die insgesamt 625 Gulden enthielten.

Umgang mit Synagogen

Die Synagogen des Mittelalters wurden nach Pogromen teilweise abgerissen, um dort große Plätze anlegen und Kirchen bauen zu können, wie dies beispielsweise in Würzburg oder Nürnberg der Fall war. Andererseits wurden sie aber auch

Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“

Die auf drei Jahre angelegte Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ der BAdW wird von Michael Brenner, Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München sowie des Seymour and Lillian Abensohn Chair für Israel-Studien an der American University in Washington D.C., geleitet und ist durch die Kooperation mit Bernd Päffgen vom LMU-Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie und Provinzialrömische Archäologie, der seit Jahren zur jüdischen Archäologie forscht, interdisziplinär ausgerichtet. Mit der Umsetzung der Ziele der Ad hoc-AG sind zwei wissenschaftliche Mitarbeiterinnen betraut. Neben der Jüdischen Geschichte und der Archäologie sind weitere Disziplinen beteiligt, darunter Bayerische Landesgeschichte, Mittelalterliche und Neuere Geschichte, Zeitgeschichte, Religionsgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte sowie Judaistik, vertreten durch Ferdinand Kramer und Karin Nickelsen von der Ludwig-Maximilians-Universität München, Michael F. Zimmermann von der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt sowie Mirjam Zadoff, Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München und Privatdozentin an der LMU München.

in Kirchen und Kapellen umgewandelt wie etwa in Rothenburg ob der Tauber. Die einzige noch erhaltene mittelalterliche Synagoge im heutigen Bayern befindet sich im unterfränkischen Miltenberg und wurde zuletzt von einer Brauerei als Gärkeller genutzt. Die Restaurierung und museale Zugänglichmachung dieser ältesten Synagoge Bayerns wäre angesichts ihrer Bedeutung besonders wünschenswert.

Entstehung des Landjudentums

Die Vorbehalte gegenüber der jüdischen Bevölkerung führten gegen Ende des Mittelalters und am Beginn der frühen Neuzeit zu ihrer Vertreibung aus den Städten und zahlreichen Herrschaftsgebieten. Diejenigen, die zu dieser Zeit nicht nach Osteuropa oder Italien abwanderten, ließen sich in Dörfern und Kleinstädten nieder. Ab der frühen Neuzeit bildete sich somit das Landjudentum heraus, das viele kleinere bayerische Gemeinden prägte und das in einem der Teilprojekte der Ad hoc-AG besonders im Fokus steht.

Während das jüdische Leben unter den Wittelsbachern mit der Vertreibung aus dem Herzogtum im 15. Jahrhundert für mehrere hundert Jahre erlosch, lassen sich vor allem in Franken und Schwaben zahlreiche frühneuzeitliche Friedhöfe, Synagogen und Mikwen als Überreste jüdischer Gemeinden nachweisen. Diese Spuren jüdischen Lebens in Bayern untersucht die Ad hoc-AG daher mit Methoden der Bauforschung und der Archäologie, um sie stärker in das öffentliche Bewusstsein zu rücken und sie als Erinnerungsorte kenntlich zu machen.

19. und 20. Jahrhundert

Auch im Hinblick auf die neuere und neueste jüdische Geschichte kam Bayern häufig eine besondere Bedeutung zu. So sollte Ende des 19. Jahrhunderts der erste Zionistenkongress nach dem Willen Theodor Herzls ursprünglich nicht in Basel, sondern in München stattfinden. Innerhalb der jüdischen Gemeinde Münchens konnten sich jedoch nur wenige für die zionistische Idee begeistern, da sie ihre geliebte bayerische Heimat einer Zukunft in Palästina vorzogen.

Kurt Eisner, Politiker, Journalist, Schriftsteller und Sohn eines jüdischen Textilfabrikanten, erklärte in der Nacht zum 8. November 1918 in der ersten Sitzung der Arbeiter- und Soldatenräte im Münchner Mathäserbräu „Die Dynastie Wittelsbach ist abgesetzt! Bayern ist fortan ein Freistaat!“ und war bis zu seiner Ermordung der erste Ministerpräsident des Freistaats Bayern.

Gerade Bayern spielte tragischerweise aber auch mit der „Hauptstadt der Bewegung“ (München) und der „Stadt der Reichsparteitage“ (Nürnberg) eine große Rolle beim Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung, und Orte wie Dachau oder Flossenbürg, ferner verschiedene Außenlager zeugen von den Gräueltaten während der Schoa.

Nach 1945 entwickelte sich der Freistaat zum Lebensmittelpunkt Zehntausender jüdischer Überlebender der Schoa aus Osteuropa, die in der amerikanischen Besatzungszone in sogenannten DP-(Displaced Persons)Camps auf ihre Ausreise nach Palästina, die USA oder Australien warteten. Das letzte DP-Lager in Föhrenwald (Wolfratshausen) existierte bis 1957. Die in Bayern verbliebene Minderheit gründete gemeinsam mit den wenigen überlebenden bayerischen Jüdinnen und Juden neue Gemeinden, die heute im Landesverband der Israelitischen Kulturgemeinden mit 13 Mitgliedsgemeinden vereinigt sind. Diese Geschichte von den 1950er Jahren bis heute, die mit der Zuwanderung von Jüdinnen und Juden aus der ehemaligen Sowjetunion während der 1990er Jahre einen erheblichen Einschnitt erlebte, ist bisher noch nicht systematisch erforscht worden. Die verschiedenen Aspekte jüdischen Lebens in Bayern von der Nachkriegszeit bis heute werden daher im zweiten Teilprojekt der Ad hoc-AG in den Mittelpunkt gestellt.

Bayerisch-jüdische Spuren in der Welt

Interessante internationale Bezüge zum Freistaat finden sich durch verschiedene aus Bayern stammende Persönlichkeiten wie Levi Strauss, dessen Geburtshaus heute noch in Buttenheim besichtigt werden kann und der mit seiner Erfindung der Levi's Jeans die Welt der Mode revolutionierte.

Erste archäologische Hinweise auf jüdisches Leben in Bayern finden sich bereits in der Spätantike.



Bleiplombe mit Menora aus dem schwäbischen Mertingen-Burghöfe.

Die Bibliothek des Münchner Schriftstellers Lion Feuchtwanger befindet sich heute in der Villa Aurora in Los Angeles. Er hatte sich die etwa 30.000-bändige Sammlung von Werken aufgebaut, nachdem frühere Bestände seiner Bibliotheken wiederholt von den Nationalsozialisten gestohlen worden waren.

Eine Laubhütte aus Fischach in Bayerisch-Schwaben wurde in den 1940er Jahren mithilfe des Münchner Kunsthistorikers Theodor Harburger und des Zahnarztes Heinrich Feuchtwanger nach Jerusalem gebracht und befindet sich heute im Israel Museum.

Architektonische Spuren finden sich in den Bauten Fritz Landauers, der unter anderem die Synagoge in der Augsburger Halderstraße, eine der schönsten Synagogen Europas, und nach seiner Emigration

nach England zwei weitere Synagogen in London entwarf.

Kulinarische Spuren lassen sich durch Sammlungen jüdischer Kochrezepte, unter anderem in den USA, auch bis zu bayerischen Gemeinden zurückverfolgen. In einer schwäbischen Bäckerei wird heute noch „Berches“ gebacken, das jüdische Brot für den Schabbat – eine Tradition, die sich über Generationen in der Gemeinde Fischach erhalten hat. Die Münchner Bierbrauer-Familie Schüle in hatte die Unionsbrauerei Schüle in & Cie. gegründet, die später in der Brauerei Löwenbräu aufging und sich unter Hermann Schüle in zur größten Brauerei Bayerns entwickelte. Er wurde nach seiner Flucht vor den Nationalsozialisten in New York Direktor der Liebmann Brauerei, bekannt durch die Marke „Rheingold Beer“.

Der spätere Außenminister der USA, Henry Kissinger, stammt aus Fürth, einem Ort, der jahrhundertlang das Zentrum jüdischen Lebens in Bayern darstellte. Bezüge zu bayerisch-jüdischen Ursprüngen bekannter Persönlichkeiten gibt es auch aktuell: Der Vater von Amy Gutmann, die seit Februar 2022 Botschafterin der USA in Berlin ist, kam aus dem mittelfränkischen Feuchtwangen.

So lassen sich bei genauerer Betrachtung durchaus Beispiele für archäologische und historische Spuren jüdischen Lebens in Bayern in großer Zahl finden. Sie zeugen wie auch die heute in Bayern lebenden Jüdinnen und Juden von der langen Tradition und der Lebendigkeit jüdischer Kultur im heutigen Freistaat.

Karin Eben M. A.

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ der BAdW.

Julia Schneidawind M. A.

ist Assistentin am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU München und war bis Ende September 2022 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Ad hoc-AG „Judentum in Bayern“.

TSV Maccabi München – gegründet 1965 von Überlebenden des Holocaust



Die zweite Herrenmannschaft des TSV Maccabi München vor einem Ligaspiel.



Fotos: Ermo Kapitza für Akademie Aktuell

Zeugnisse des Landjudentums in Bayern

Vielfältige Zeugnisse jüdischen Lebens vom 16. bis in das 19. Jahrhundert sind – nach der generellen Ausweisung der Juden aus dem Herzogtum Bayern – vor allem in kleinen Gemeinden Frankens und Schwabens zu finden.

Von **Bernd Päßgen**

Nachdem es in den mittelalterlichen Städten und Marktorten in Bayern regelhaft jüdische Gemeinden gegeben hatte, bedeutete die Ausweisung der Juden aus Augsburg 1438/40 sowie aus den Herzogtümern Oberbayern und Niederbayern 1442 bzw. 1450 eine Zäsur. Weitere Reichsstädte und Bischöfe folgten, zuletzt Regensburg 1519.

Entstehung des Landjudentums in Bayern

Da im vereinigten Herzogtum Bayern die Ausgrenzungspolitik 1553 bestätigt und die Ansiedlung von Juden dauerhaft verboten wurde, konnten sich jüdische Gemeinden in der frühen Neuzeit vor allem in kleineren Orten und im ländlichen Umfeld in Nordbayern und Schwaben entwickeln. Von besonderem Interesse sind die kleinen und vielfach neu gebildeten Gemeinden, von denen hier einige exemplarisch genannt werden sollen.

Die in der Herrschaft Thannhausen (Markgrafschaft Burgau) seit dem Spät-

mittelalter lebenden Juden erhielten Zuzug, sodass sich in der Medinat Schwaben, einem jüdischen Regionalverband im Raum zwischen Augsburg und Ulm, eine Gemeinde etablierte, zu der Ende des 16. Jahrhunderts etwa 30 Familien gehörten. Am Ort bestand von 1592 bis 1594 die Druckerei von Isaak Masia und Simon Levi, die mit Unterstützung des Münchner Druckers Adam Berg ein großes aschenasisches Gebetbuch (Machzor) und eine kleine Variante herstellten, was aber bald verboten wurde. Im frühen 17. Jahrhundert lebte in Thannhausen der schwäbische Landesrabbiner Eliakim Rothenburg (ein Nachfahre des berühmten Meir von Rothenburg). 1627 wurde die Synagoge erneuert. Nach einem Bevölkerungsrückgang im Dreißigjährigen Krieg waren 1706 noch 20 Familien ansässig. Zu diesem Zeitpunkt erwarb Johann Philipp Graf von Stadion die Herrschaft und soll die jüdische Bevölkerung auf Wunsch seiner Frau 1717/18 ausgewiesen haben. Anstelle der Synagoge stiftete er die Kapelle St. Simon und Judas, in der die

Einblicke in den
Alltag jüdischer Familien.
früherer Zeiten

Im Jüdischen Museum Franken: Historische Laubhütte eines jüdischen Wohnhauses (oben) und Modell des Fürther „Schulhofs“ mit vier Synagogen Ende des 19. Jahrhunderts (unten).

Fotos: Enno Kapitza für Akademie Aktuell

hölzerne Zedaka-Büchse als Opferstock erhalten blieb. Darauf ist oben Moses mit den Gesetzestafeln und der Beischrift *Et antiquum documentum* aufgemalt; darunter ist eine Strahlenmonstranz mit Schauhostie und Zusatz *Novo cedat ritui* zu sehen. Nach dem Tod des Grafenpaars konnten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder wenige jüdische Familien in Thannhausen ansiedeln.

Fürth – größte jüdische Gemeinde Bayerns

Eine größere städtisch strukturierte Gemeinde entstand ab 1528 im mittelfränkischen Fürth. Bereits 1582 waren dort etwa 200 jüdische Bewohnerinnen und Bewohner ansässig. Ab 1607 sind ein Rabbiner und der jüdische Friedhof bezeugt, auf dem sich heute noch 240 Grabsteine befinden. 1617 wurde die Synagoge an der Königstraße errichtet, ein eigenes Armen- und Krankenhaus (Hekdesch) entstand 1653. Die ebenfalls im 17. Jahrhundert gegründete Jeschiwa, eine jüdische Hochschule, existierte bis 1824. 1697 wurde südlich der Hauptsynagoge die Neue Synagoge errichtet.

Im 19. Jahrhundert besaß Fürth mit einem Anteil jüdischer Einwohnerinnen und Einwohner von bis 20 Prozent zeitweise die größte jüdische Gemeinde in Bayern. 1938 wurden dort sieben Synagogen verbrannt und verwüstet. An sie erinnert ein 1986 errichtetes Denkmal des Künstlers Kunihiko Kato in der Geleitsgasse. In der Königstraße befindet sich das 2018 mit einem Erweiterungsbau wiedereröffnete Jüdische Museum Franken, dessen Altbauteil vom 17. bis ins 19. Jahrhundert von jüdischen Familien bewohnt wurde.

Ichenhausen – eine Synagoge als Feuerwehrhaus

Ichenhausen besaß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Fürth eine der größten jüdischen Gemeinden in Bayern, die jedoch ein besonderes Schicksal auszeichnete. In Ichenhausen hatten sich Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem Schutz der Freiherrn von Stain Juden angesiedelt, zu denen einige der 1518 aus der Reichsstadt Donauwörth Ausgewiesene hinzukamen. Bis die Ichenhausener

Juden – wohl um 1570 – einen eigenen Friedhof erhielten, mussten sie ihre Toten nach Burgau überführen. Zum großen Friedhof gehören heute noch rund 1.000 Grabsteine, von denen die ältesten aus dem 18. Jahrhundert stammen. Eine Synagoge bestand mindestens seit 1687, sie wurde 1781 durch einen größeren Neubau mit Rabbinerwohnung, Schule und Mikwe ersetzt. Die mehrfach umgebaute und in der Pogromnacht im November 1938 innen zerstörte Synagoge diente von 1953 bis 1985 in gänzlicher Zweckentfremdung als Feuerwehrhaus. Dank einer örtlichen Initiative und besonderer Förderung durch Akademiemitglied Hans Maier, den damaligen Kultusminister, sowie

Vor allem in Nordbayern und Schwaben konnten sich im ländlichen Raum jüdische Gemeinden entwickeln.



Thorakrone des Nürnberger Goldschmieds Johann Samuel Beckensteiner. Vergoldetes Silber, um 1770.

den kulturell engagierten Politiker Georg Simnacher wurde das Gebäude mit damals beachtlichen Kosten von über drei Millionen DM rückgebaut und vermittelt als „Haus der Begegnung“ seit 1987 wieder einen Eindruck von der ehemaligen Synagoge. Ihr Portal zeigt die hebräische Inschrift „Das ist das Tor zum Herrn, nur Gerechte treten hier ein“ (Psalm 118,20). Zudem gibt eine Ausstellung Einblicke in das jüdische Leben. Die 1781 angelegte Kellermikwe wurde 2003/04 freigelegt, restauriert und zugänglich gemacht.

„Lachoudische“ Sprachvariante

Hinzuweisen ist auch auf Schopfloch in Mittelfranken, wo sich unter der Herrschaft von Oettingen-Wallerstein bzw. der Ansbacher Markgrafen nebeneinander zwei jüdische Gemeinden entwickelten, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vereinigt wurden. Dieser Gemeinde gehörte ein Viertel bis ein Drittel der Einwohnerschaft des Ortes an. Mit Schopfloch verbunden ist die Entwicklung einer eigenen Sprachvariante, des „Lachoudischen“, das jiddisch-deutsche und hebräische Wörter mischte.

In der Residenzstadt Ansbach fällt die von 1744 bis 1746 durch Leopold Retty errichtete, gut erhaltene Synagoge auf, die mit Innenhof, Mikwe und Infozentrum im Dienerhaus jeweils an einigen Tagen im Sommerhalbjahr und nach Voranmeldung besichtigt werden kann.

Mühsamer Weg zur rechtlichen Gleichberechtigung

Die Eingliederung neuer Territorien in das Kurfürstentum Bayern 1799 führte – insbesondere in der Oberpfalz – zunächst zur Verschlechterung der Lebensverhältnisse vieler jüdischer Familien, da man ihnen Berufsbeschränkungen auferlegte und den Immobilienhandel verbot. Einen Schritt in Richtung bürgerlicher Gleichberechtigung bedeutete die Militärdienstpflicht aus dem Jahr 1804. Das 1813 für das Königreich erlassene Bayerische Judenedikt brachte für die eingesessene Bevölkerung zwar gewisse Erleichterungen, etwa beim Hauskauf, führte aber gleichzeitig durch die Erfassung in Matri-

Foto: Jüdisches Museum Franken

keln und die Einführung von Ortskontingentierungen zur Ausgrenzung sowie zur Einschränkung von Freizügigkeit und Heiratsmöglichkeiten. Nach antisemitischen Unruhen in Franken und der Oberpfalz zwischen 1819 und 1822 sowie wegen der Restriktionen durch das Judenedikt wanderten in den Jahrzehnten um die Jahrhundertmitte mehr als 11.000 Jüdinnen und Juden aus Bayern aus. Die Situation besserte sich erst 1861 durch die Aufhebung des sog. Matrikelparagraphen, die rechtliche Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung wurde 1871 durch die Deutsche Reichsgesetzgebung realisiert. Seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bildeten sich durch Zuzug der jüdischen Bevölkerung aus den ländlichen Gebieten in die größeren Städte strukturell neue Großgemeinden. 1907 gab es in Bayern 311 jüdische Gemeinden, deren kulturelles Erbe heute jedoch kaum im öffentlichen Bewusstsein verankert ist. Hier gilt es – gerade wegen der bewussten Zerstörungen in der NS-Zeit –, noch vieles wiederzuentdecken.

Späte Berücksichtigung in der Denkmalpflege

Bei der amtlichen Inventarisierung der Denkmäler in Bayern wurde das jüdische Erbe in Bayern lange eher vernachlässigt bzw. nur oberflächlich behandelt. Das ändert sich seit einiger Zeit: Mit großem Aufwand werden derzeit die jüdischen Friedhöfe in Bayern inventarisiert. Zu erfassen sind ca. 80.000 Grabsteine in den 124 historischen, in die Denkmalliste eingetragenen jüdischen Friedhöfen Bayerns. Dazu bedient man sich neuer Methoden wie einer Datenbank und der digitalen Erfassung der Friedhofspläne mit Drohneneinsatz und Laserscanning. Hinzu kommen die fotografische Dokumentation der Grabsteine, Materialbestimmung, Lesung der Inschriften und die Beschreibung und Einordnung der Grabmäler. Noch am Anfang steht die Recherche zu den Biografien der Verstorbenen.

Synagogen

Die meisten Synagogen in Bayern befinden sich in den drei fränkischen Regierungsbezirken und wurden eingangs schon bei wichtigen Orten aufgeführt. In

Foto: Biffo

Mit großem Aufwand werden derzeit die jüdischen Friedhöfe in Bayern inventarisiert.



Grabstein von 1786 mit beschädigter hebräischer Inschrift auf dem jüdischen Friedhof Schopfloch.

einer Kombination aus privatem Engagement und fachlich-denkmalpflegerischer Beratung gab es in jüngerer Zeit eine Reihe gelungener Lösungen, wie man ehemalige Synagogen wiederherstellen kann, etwa in Wiesenbronn (Landkreis Kitzingen). Die drei im 19. Jahrhundert errichteten Münchner Synagogen an der Westenriederstraße, der Herzog-Max-Straße und der Herzog-Rudolf-Straße existieren nicht mehr; an sie erinnern Gedenkmale am ehemaligen Standort.

Genisaforschung

Ein wichtiger Bereich der Forschungen zum Landjudentum in Bayern ist die Genisaforschung. Laut jüdischem Religionsgesetz dürfen Texte, die in hebräischer Sprache verfasst sind oder einen Namen Gottes aufweisen, nicht entsorgt, zerrissen oder verbrannt werden, wenn sie unbrauchbar geworden sind. Druckwerke und Handschriften, aber auch Gegenstände und Gerätschaften, die der Ausübung des religiösen Zeremoniells dienen, fanden ihren Platz daher nicht im Abfall, sondern wurden in der Genisa (Plural: Genisot), einem Raum zumeist im Dachbereich von Synagogen, deponiert. 1986 führte die Restaurierung der Synagoge von Veitshöchheim zur Bergung einer der bisher umfangreichsten Genisot in Deutschland. Diesem Genisafund sollten immer mehr Funde folgen, die vor allem in Franken entdeckt wurden. Sie geben – erst ansatzweise ausgewertet – Zeugnis vom Alltagsleben, aber auch von erstaunlich qualitätvollen Buchbeständen und einem hohen Bildungsniveau selbst in kleinen jüdischen Gemeinden.

Prof. Dr. Bernd Päffgen

lehrt Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie an der LMU München. Er ist Mitglied der BADW und leitet gemeinsam mit Michael Brenner die 2021 gegründete Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ an der BADW.

Augsburg – erstes eigenständiges jüdisches Museum der Bundesrepublik



Fotos: Enno Kapitza für Akademie Aktuell

Carmen Reichert,
Leiterin des Jüdischen
Museums Augs-
burg Schwaben, im
Innenhof der
Synagoge Augsburg.



Ignaz Berger
züchtet seit 40 Jahren
Reit- und Turnier-
pferde in Sulzbach-
Rosenberg.



Die über-
tausendjährige
Geschichte
der Juden
in Bayern
geht weiter

Vielfalt der Herkunft

Die jüdischen Gemeinden Bayerns **nach dem Holocaust**:
Biographische Impressionen zeigen die Vielfalt der Herkunft
und der religiösen Orientierung.

Von **Michael Brenner**

Foto: Enno Kapitza für Akademie Aktuell

Die osteuropäischen Holocaust-Überlebenden, die 1945 in Dachau und Flossenbürg sowie deren Außenlagern oder auf den Todesmärschen vom Osten kommend in Bayern befreit wurden, hatten keineswegs vor, auf der „blutgetränkten Erde“ in Deutschland zu bleiben. Doch wohin sollten sie gehen? Den Staat Israel gab es noch nicht, die Briten hielten die Tore ihres Mandatsgebietes Palästina verschlossen, und auch die USA hatten noch strikte Einwanderungsgesetze. So entwickelte sich zwischen 1945 und 1950 ein ungeplantes Kapitel jüdischen Lebens in der amerikanischen Besatzungszone. Dabei wurde Bayern erstmals in der Geschichte zum Mittelpunkt jüdischen Le-

bens in Deutschland, das sich nun in den großen Lagern für Displaced Persons (DPs) in Orten wie Feldafing und Föhrenwald, Landsberg und Pocking abspielte.

Nach Gründung des Staates Israel 1948 verließen über 90 Prozent der rund 100.000 jüdischen Displaced Persons Bayern. Diejenigen, die blieben, organisierten sich mit den überlebenden bayerischen Jüdinnen und Juden im Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden mit insgesamt 13 Gemeinden. In Bayern lebten zu Beginn der 1950er Jahre 8.600 Juden, von denen nur etwa fünf Prozent deutscher Herkunft waren. Bis 1989 war ihre Zahl auf 5.500 gesunken. Davon lebten 4.000 in München, die rest-

lichen 1.500 verteilten sich auf alle anderen Gemeinden. Viele davon standen kurz vor der Auflösung, als nach dem Mauerfall und dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion jüdische Flüchtlinge nach Deutschland kamen und die Zahl der Juden in Bayern auf über 18.000 erhöhten. Etwa die Hälfte von ihnen lebt in München.

Biographische Impressionen von der Oberpfalz ...

Im Folgenden möchte ich jüdisches Leben im Nachkriegsbayern beispielhaft anhand einiger biographischer Impressionen illustrieren. Beginnen wir in Ostbayern, wo sich außerhalb der DP-Lager ein reges

jüdisches Leben entwickelte: In Weiden wurde eine Talmud-Tora-Grundschule gegründet. In Amberg konnte die alte Synagoge bald wieder ihrer Bestimmung übergeben werden. Aus Schwandorf wird von einer jiddischen Theatergruppe berichtet. Es gab eine eigene nord-bayerische Fußball-Liga, in der jüdische Vereine wie Makkabi Schwandorf und Hapoel Neunburg vorm Wald gegeneinander spielten. Regensburg war das Zentrum jüdischen Lebens in der Oberpfalz. Hier erschienen mehrere jiddische Zeitschriften, darunter das Organ des Regionalkomitees der befreiten Juden in Niederbayern und der Oberpfalz, „Der Najer Moment“.

Mendel Mann war Redakteur dieser Zeitung. Kurz vor seiner Abreise nach Israel Ende 1948 drückte er in bewegenden Worten seine ambivalenten Eindrücke des Aufenthalts in Bayern in einem jiddischen Text mit dem Titel „Daytshland“ aus: „Still, gemütlich ruhen die bayerischen Dörfchen. Du glaubst, dass das menschliche Gewissen so rein ist wie der Schnee auf den Bergspitzen, und dass ihre hellen Augen so unschuldig sind wie der helle Himmel. Komm aber näher, Mensch, näher zu den Bergen. Komm im Frühling, wenn der Schnee schmilzt und die Erde sich mit ihrer Pracht öffnet. Geh über die Wege, welche in die Stadt Cham führen, durch die Dörfer, die auf den Berghängen liegen ... Geh die Donau entlang und du wirst die blutigen Zeichen von Deutschlands ‚Unschuld‘ sehen! Erst jetzt wirst du Deutschland verstehen. Gräber von jüdischen KZlern sind verstreut über die Bergpfade, geblieben sind nur nackte Kreuze aus jungen Birkenzweigen. Durch die ‚unschuldigen‘ Dörfer und die unberührten Berge hat man in den April-Tagen im Jahr 1945 Scharen von Juden getrieben ... Bald werde ich für immer das Land des geplanten Massenmords verlassen. Aber es quält mich die Frage: Wer ist der Deutsche wirklich? Ein verführter Verbrecher? Ein dressierter Golem? Ein gehorsamer Knecht? Ein Despot? Oder ein unschuldiger Familienmensch? Ich schaue auf die bayerischen Berge und möchte aus tiefstem Herzen schreien, dass die Berge erzittern: Mörder!!!“

Ganz anders dagegen die Eindrücke des zeitweise in Cham lebenden und aus Warschau stammenden Jacek (Jack)

Die osteuropäischen Überlebenden des Holocaust hatten keineswegs vor, auf der „blutgetränkten Erde“ in Deutschland zu bleiben.

Eisner, der auf einem der Todesmärsche von Flossenbürg im Oberpfälzer Wald befreit worden war. Er gründete mit einer Gruppe Gleichgesinnter noch 1945 eine Jazzband, die sich – nicht ohne Ironie – den Namen „Happy Boys“ gab. Diese Happy Boys hatten fast alle Familienangehörigen verloren, waren selbst nur wie durch ein Wunder am Leben geblieben und saßen jetzt in Deutschland fest. Auf abenteuerlichste Weise machten sich Eisner und seine Kollegen auf den Weg nach Polen, brachten ihre dort vergrabenen Instrumente nach Cham und begaben sich auf Tournee in die jüdischen Gemeinden der amerikanischen und britischen Zone. Eisner, der zur Untermiete lebte, berichtet auch über die komplexen persönlichen Verbindungen, die sich mit seinen Vermietern entwickelten. Bald entdeckte er, dass es auch einige wenige „gute Deutsche“ gab, die versucht hatten, Widerstand zu leisten, oder zumindest nun auf richtig bereuten, den Opfern nicht mehr geholfen zu haben. Mit einer jungen Frau in Cham entwickelte er eine intime Beziehung, wie er in dem 2004 veröffentlichten Buch „Die Happy Boys“ berichtete: „Ich

war selbst überrascht von der Intimität und Nähe, mit der sie mir begegnete. Die Tatsache, daß sie Deutsche war, spielte dabei überhaupt keine Rolle. Es war auch gar nicht unangenehm, mit ihr über das schwierige Verhältnis von Deutschen und Juden zu sprechen.“

... über Oberbayern ...

Rachel Salamander und ihr Bruder Beno wuchsen im letzten bestehenden DP-Lager in Föhrenwald (heute Wolfratshausen-Waldram) auf. Die ca. 1.500 Bewohner sprachen Jiddisch, schlachteten koscheres Fleisch, hatten ihre Geschäfte am Sonntag geöffnet und am Schabbat geschlossen. Die meisten von ihnen waren schlichtweg nicht in der Lage, nach dem Erlebten noch einmal ihren Lebensmittelpunkt zu wechseln. Sie wollten aber auch nicht „unter den Deutschen“ leben, und so war es schließlich die bayerische Staatsregierung, die dieses letzte jüdische Ghetto in Deutschland 1957 auflöste. Die Kinder von Föhrenwald wuchsen in einer Atmosphäre auf, in der die Schatten der Vergangenheit stets präsent waren. „Jeder trug ein Stück Tod in sich“, erinnert sich Rachel Salamander, deren Mutter an den Spätfolgen der Verfolgung starb, als sie vier Jahre alt war. „Mit diesen Übriggebliebenen aufwachsend, wiegte mich ihr tägliches Weinen und das Aufzählen der Namen Toter in den Schlaf.“ Gleichzeitig versuchten diese Übriggebliebenen, ihren Kindern eine unbeschwerte Kindheit zu geben, wie ihr Bruder es erlebte und in seinen Lebenserinnerungen „Kinderjahre im Displaced-Persons-Lager Föhrenwald“ schilderte: „Tagelang konnten wir im Freien ungestört spielen; es gab kaum Autos und die Eltern konnten uns jederzeit nach Hause rufen.“

... bis nach Franken

Der 1901 in Polen geborene David Kahane Spiro war die wichtigste rabbinische Autorität im Deutschland der 1950er und 1960er Jahre. Er war vor dem Krieg jüngstes Mitglied des Warschauer Rabbinats gewesen, gehörte bis zur Liquidierung des Ghettos dem „Judenrat“ an und überlebte mehrere Konzentrationslager, bis er im Frühjahr 1945 in Dachau befreit wurde. Spiro siedelte sich in Fürth

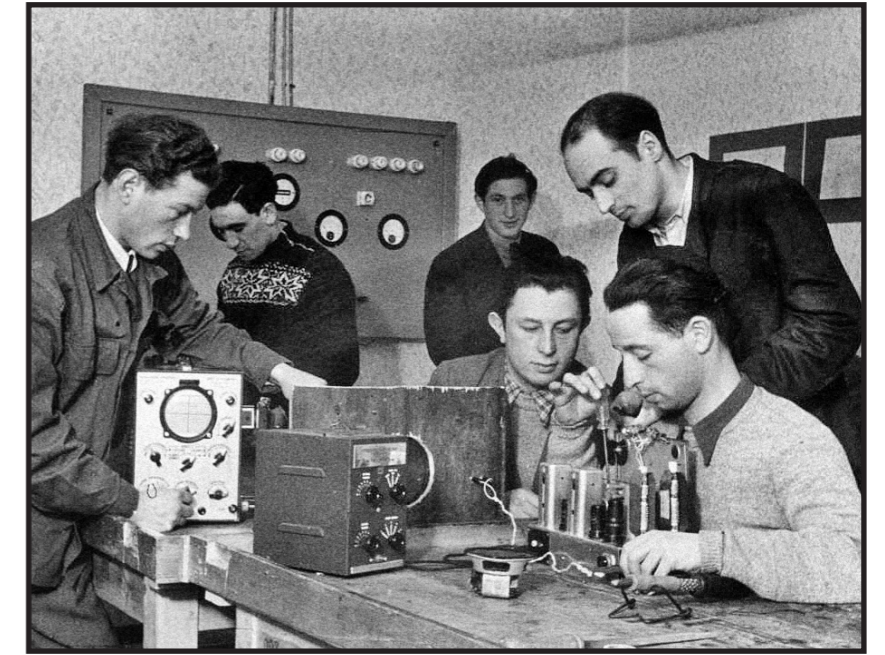
an und blieb bis zu seinem Tod 1970 die zentrale Figur jüdisch-religiösen Lebens in Bayern. Er sorgte für tägliche religiöse Unterweisung, richtete eine koschere Küche ein und beaufsichtigte die rituelle Viehschlachtung. Ihm zu Ehren hatten sich einige orthodoxe Rabbiner in Fürth versammelt, um dort die „Vereinigung für Thoratreues Judentum“ zu gründen.

Einen schwierigeren Stand hatte das liberale Judentum im Nachkriegsdeutschland. Erst ab den 1990er Jahren, als die Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion die Mehrheit der Gemeindeglieder ausmachten, wurde die orthodoxe Dominanz in einigen Gemeinden aufgehoben. Weiden in der Oberpfalz war 2002 die bundesweit zweite jüdische Gemeinde, die mit der heute in Berlin amtierenden Gesa Ederberg eine Rabbinerin einstellte.

Auch wenn die Juden osteuropäischer Herkunft die große Mehrheit der Nachkriegsgemeinden in Bayern ausmachten, waren die führenden Repräsentanten doch häufig deutsche Jüdinnen und Juden, deren Familien bereits vor dem Krieg in Bayern gelebt hatten. In manchen Fällen kamen sie aus der Emigration zurück, so der aus Bad Brückenau stammende David Schuster, der mit seinen Eltern in den 1950er Jahren aus Israel nach Würzburg zog und dort der jüdischen Gemeinde vorstand. Auch Charlotte Knobloch, seit vielen Jahren Präsidentin der Münchner Gemeinde, stammt aus München und überlebte die Naziverfolgung als Kind versteckt auf einem Bauernhof. In ihrer Rede anlässlich der Eröffnung der neuen Synagoge in München 2006 sprach sie davon, dass die sprichwörtlich bereitstehenden Koffer nun ausgepackt seien.

Einwanderung aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion

Erst einmal ankommen und ihre Koffer auspacken musste dagegen die große Mehrheit der heute in Bayern lebenden Jüdinnen und Juden. Sie stammen, wie die Schriftstellerin Lena Gorelik, aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Am Anfang ihrer Erfahrung in Deutschland stand das Flüchtlingswohnheim: „Wir gaben uns Mühe, ein Leben zwischen den mitgebrachten Sachen, den zwei braunen Stahlhochbetten, dem Tisch



Oben: Unterricht in Radiotechnik für junge Juden in München, 1948. Unten: Rachel Salamander mit ihrem Bruder Beno in Föhrenwald.

und dem wutgetränkten Schweigen auf zwölf Quadratmetern einzurichten, über uns wachte die Angst, sie klebte sozusagen an der grauen Decke.“ Diese Immigranten sind heute die Garanten für eine Zukunft jüdischen Lebens.

Jüdisches Leben in Bayern ist durch Vielfalt der Herkunft und der religiösen Orientierung geprägt. Dem bedrohlich angestiegenen Antisemitismus steht ein entschiedener Lebenswille gegenüber, der zuletzt in den neuen Synagogen von München, Bamberg und Regensburg sichtbar wurde. Die über tausendjährige und vielfach totgesagte Geschichte der Juden in Bayern geht weiter.

„Ihr tägliches Weinen und das Aufzählen der Namen Toter wiegte mich in den Schlaf.“



Prof. Dr. Michael Brenner

lehrt Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München und hat den Seymour and Lillian Abensohn Chair für Israel-Studien an der American University in Washington D.C. inne. Er ist Präsident des Leo Baeck Instituts International sowie Mitglied der BAdW und leitet gemeinsam mit Bernd Päßgen deren Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“.



„Bücher für alle“ –
die Literaturhandlung
bietet jedem
einen eigenen
Zugang
zum Judentum

Fotos: Enno Kapitza für Akademie Aktuell



Rachel Salamander,
Gründerin und Leiterin
der Literaturhandlung
München.

Wie umgehen mit der Erinnerung an die Schoa? Die Konzentrationslager Dachau und Flossenbürg stehen für zwei unterschiedliche Wege.

Von Michael F. Zimmermann

Von allen nationalsozialistischen Konzentrationslagern ist Dachau vielleicht das bekannteste, Flossenbürg in der Oberpfalz vielleicht das unbekannteste. In beiden waren neben politisch Aktiven, unliebsamen Intellektuellen, Menschen, die im Nazi-Deutschland als nicht sozialisierbar galten, Geistlichen, Sinti und Roma, Homosexuellen und anderen auch Tausende von jüdischen Bürgerinnen und Bürgern inhaftiert. Viele fanden dort den Tod, noch bevor 1941 die industriell organisierte Judenvernichtung begann. Danach wurden etliche in Vernichtungslager wie Auschwitz, Majdanek, Stutthof oder Treblinka verbracht. Noch Ende April 1945 kamen von 7.000 Häftlingen, die man auf einen „Todesmarsch“ zur Evakuierung mit dem Ziel Tirol schickte, mehr als 1.000 ums Leben. Von Anfang an diente Dachau, das am 22. März 1933 eingerichtet wurde, als Blaupause zunächst für weitere KZs, schließlich auch für die Tötungsmaschinen in Ostmitteleuropa. Hier wurde die Schoa vorbereitet und erprobt. Zu Recht gedenkt man dort auch der Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden.

Abriss, Rekonstruktion und Erinnerungsmale

An beide Stätten reisen zahlreiche Menschen aus dem In- und Ausland, um unvorstellbare Unmenschlichkeit nachzuvollziehen. Was aber sieht man vor Ort? Hinrichtungsplätze und Krematorien sind teils erhalten, teils markiert, und mit Schrecken durchschreiten die Besucherinnen und Besucher in Dachau einen Raum, der 1942 als „Brausebad“, d. h. als Gaskammer, ausgerüstet wurde, obwohl er in dieser Funktion wahrscheinlich nicht in Betrieb kam. Neben einigen teils stark restaurierten, teils neu gebauten Lagergebäuden sieht man heute nur in Dachau zwei Häftlingsbaracken, doch wurden diese neu errichtet, während man die allermeisten 1965 abriß. So weiten sich ihre einzig erhaltenen Grundmauern zu einem leeren, mahnen den Feld, das wir durch die von rauschenden Pappeln gesäumte Hauptstraße des Lagers durchschreiten. Im Rücken haben wir ein internationales Erinnerungsmal, das nach langen Diskussionen im September 1968 eröffnet wurde und auf

Inhaftierte anspielt, die vor Demütigung und Qual in den Selbstmord im elektrisch geladenen Lagerzaun flohen. Am Ende der Lagerstraße stößt man auf die katholische „Todesangst-Christi-Kapelle“ (1960), eine offene Rundmauer, die der gesamten Anlage die Richtung gibt, daneben auf eine evangelische Kirche (1965–1967) sowie auf einen jüdischen Gedenksaal (1963–1967), der zugleich an eine Synagoge und an eine Rampe erinnert. Seit November 1964 endet der Gang durch die Achse vor dem Tor in einem teils wiedererrichteten Wachturm, der zum Karmel „Heilig Blut“ führt. 50 Jahre nach der Befreiung kam neben dem Krematorium die russisch-orthodoxe „Aufstehungskapelle“ hinzu.

In Flossenbürg wurden später über dem Grundriss der alten Baracken Wohnhäuser für Aussiedler gebaut, die aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten geflohen waren. Sie sind seit 1961 vom früheren Appellplatz des Lagers aus zu sehen, wo die Häftlinge vormals Hinrichtungen beizuwohnen hatten. Auch in Flossenbürg schreitet man nach dem Besuch der Ausstellungen in der ehemaligen Wäscherei und in der Lagerküche weiter zu einer Kapelle namens „Jesus im Kerker“, die im Jahre 1947 aus den Materialien ehemaliger Lagerbauten errichtet wurde. Diese fällt jedoch, anders als in Dachau, nicht sogleich ins Auge. Davor betritt man seit 1995 das viel kleinere – und doch mit seinem von einem Davidstern bekrönten Kuppelsaal monumentale – Mahnmal, das der Landesverband der israelitischen Kultusgemeinden in Bayern dort errichten ließ.

Der Todesmärsche von Dachau aus das Würmtal hinauf und weiter nach Wolfratshausen, Bad Tölz und schließlich ins Ungewisse wird bereits seit 1989 durch eine Reihe von Mahnmalen des Bildhauers Hubertus von Pilgrim gedacht. Die Anregung dazu war dem Gautinger Gymnasiasten Matthias Hornstein zu verdanken: 1985 hatte dieser in einer Facharbeit auf die große Zahl jüdischer Opfer der Märsche, die auf dem örtlichen Judenfriedhof begraben liegen, aufmerksam gemacht. Damit löste er einen politischen Prozess aus, der schließlich zur Anlage der bronzenen Denkmäler der namenlos Einerschreitenden in 22 Gemeinden führte.

Foto: traveler/Alamy

Möglicherweise fürchtet man, dass z. B. Jugendliche durch Informationen über die Zeit nach 1945 überfordert werden könnten.



Mahnmale des Bildhauers Hubertus von Pilgrim erinnern an die Todesmärsche, die von Dachau aus für Tausende Menschen in den Tod führten.

Wie mit der Erinnerung umgehen?

Was die Besucherinnen und Besucher erwarten, sind die Orte des Schreckens. Was sie jedoch sehen, sind vor allem Denkmale und Gedächtnisstätten. Warum entstanden in den 1960er Jahren in Dachau so viele Sakralbauten? Warum wurde das KZ dort mit der Ästhetik eines Friedhofs überformt, während man derartige Eingriffe in Flossenbürg auf die schlimmsten Mordstätten des Lagers begrenzte? Vor allem aber: Erinnert man vor Ort nicht nur an die Lager, sondern auch an die Erinnerung, die dort seit 1945 gepflegt wurde? In Dachau geschieht dies nur vereinzelt und zurückhaltend. Möglicherweise fürchtet man, dass z. B. Jugendliche durch Informationen über die Zeit nach 1945 überfordert werden könnten. Vielleicht scheut man auch, die zwischen den verschiedenen Opfergruppen, Religionen und Konfessionen ausgehandelte Memorialskultur interpretierend zu befragen. Diese ist der Anlage nur teilweise ablesbar. Eine auf der westlichen Hälfte des Appellplatzes von August bis Dezember 1945 von dort inhaftierten vormaligen SS-Angehörigen gebaute „Heiligkreuzkirche“ wurde im Juni 1960 abgerissen, und kaum etwas erinnert vor Ort an diese verstörende Stätte. Die im gleichen Zug errichtete katholische „Todesangst-Christi-Kapelle“ zeugt vom Bestreben des politischen Katholizismus, sich mit den Opfern auseinanderzusetzen, teilweise auch zu identifizieren. Bald begann man jedoch damit, sich mit der Nähe von Amtskirche und Nazi-Regime auseinanderzusetzen (so 1961 Ernst-Wolfgang Böckenförde in dem kontrovers diskutierten Beitrag „Der deutsche Katholizismus im Jahr 1933“). Im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde auch das Verhältnis zum Judentum überdacht.

Dachau ist daher auch ein einzigartiges Zeugnis der Bundesrepublik: Nachvollziehbar wird dort z. B. der schwierige Übergang von der Verdrängung zur Bewältigung schon in der Adenauer-Ära, aber auch die besondere Partnerschaft zwischen religiösen bzw. konfessionellen Gemeinschaften und Staat, wie sie für Deutschland prägend ist. Das Denkmalensemble regt aber auch zum kritischen Nachdenken über das

„jüdisch-christliche“ Abendland an, auf das man sich – bisweilen unter Vereinnahmung des Judentums – beruft.

Flossenbürg: die Erinnerung thematisieren

In Flossenbürg ist das Lager durch die Bebauung eines der Barackengelände seit den späten 1950er Jahren derart mit der Ortschaft verbunden, dass es nicht möglich war, die Gedächtnisstätte davon abzutrennen. In Dachau verlief die Geschichte parallel: Auch hier waren in den Häftlingsbaracken bis Anfang der 1960er Jahre Heimatvertriebene aus den deutschen Ostgebieten untergebracht. Aber davon ist dort nichts mehr zu sehen. Daher musste man in Flossenbürg eher als in Dachau die Erinnerung an die Erinnerung thematisieren und hat dies mit größtem Erfolg auch getan.

Ein Denkmal der Erinnerung kann man einerseits als Instrument der Erinnerung an das Schreckensgeschehen im KZ, andererseits auch für die Erinnerung an die Erinnerung wirksam machen. Eines der prominentesten Mahnmäler in Dachau ist das Denkmal des unbekanntes Häftlings, das 1950 in der Nähe des neuen Krematoriums aufgestellt wurde. Der Künstler, Fritz Koelle, hatte in den 1920er Jahren heroisierende Arbeiterkulpturen geschaffen und wurde 1934 wegen seiner „bolschewistischen Kunstauffassung“ von den Nazis verhaftet. Bald stellte er jedoch regelmäßig im Münchner Haus der Kunst aus, u. a. im Jahre 1940 eine Büste von Horst Wessel, die Hitler erwarb. Neben dem Denkmal ist dazu jedoch nichts vermerkt. Lediglich in der Dokumentation erfährt man beiläufig, der „umstrittene“ Künstler „wurde zuerst von den Nationalsozialisten verfolgt, arrangierte sich aber dann mit dem NS-Regime und dessen Kunstvorstellungen“.

In der Kapelle in Flossenbürg wurde 1949 über dem Altar der Kapelle ein Relief von Wilhelm Vierling angebracht, das ebenfalls noch heute dort zu sehen ist. Unter dem Kreuz sieht man Häftlinge, darunter einen, der einen anderen schlägt. In der großen Ausstellung „Was bleibt“ in der Lagerküche, die ausschließlich den „Nachwirkungen“ des KZs gewidmet ist, ist ein Gipsentwurf für die Gruppe der beiden Inhaftierten ausgestellt.

Das Denkmalensemble regt zum kritischen Nachdenken über das „jüdisch-christliche“ Abendland an.



„Der unbekanntes Häftling“ von Fritz Koelle im KZ Dachau.

LITERATURAUSWAHL

(neben den Rundgangsbroschüren durch die KZ-Gedenkstätten)

D. Hoffmann, Dachau, in: Ders. (Hg.), *Das Gedächtnis der Dinge*, Frankfurt/Main 1998, 35–91.

J. Skriebeleit, *Erinnerungsort Flossenbürg*, Göttingen 2009.

A. Riedle, L. Schretter (Hg.), *Das Internationale Mahnmahl von Nandor Glid*, Berlin 2015.

K. Kappel, *Religiöse Erinnerungsorte in der KZ-Gedenkstätte Dachau*, München 2010.

Unzweideutig wird er als Zeugnis einer „zeittypischen Sicht auf das KZ“ kommentiert: „Die Häftlinge seien Kriminelle gewesen und hätten sich gegenseitig misshandelt.“

Kunst gegen das Vergessen

Dachau und Flossenbürg sind in Bayern herausragende Stätten öffentlichkeitswirksamen Gedenkens. Zugleich zeugen aktuelle Debatten in der Kunst von Konflikten um Erinnerung: Die von dem indonesischen Kollektiv ruangrupa ausgerichtete *documenta fifteen* des Jahres 2022 belegt, dass sich einige Gruppen, die im Rahmen des postkolonialen Bewusstseins ihr Recht auf Anerkennung reklamieren, zugleich antiisraelisch positionieren und sogar antisemitische Bilder ausstellen. Polarisierend nehmen andere dies zum Anlass, damit pauschal eine post- und dekoloniale Aufarbeitung zu diskreditieren. Der Antisemitismus ist nicht überwunden; Erinnerungsarbeit, stets auf Solidarisierungen angewiesen, ist komplexer denn je. Zugleich haben wir den Tod der rar werdenden Zeitzeugen der Schoa zu beklagen. In einer solchen Zeit sollten die Kulturen der Memoria, die an den Gedächtnisstätten gepflegt wurden, dort auch zum Thema werden – auch in Dachau! In einem multikulturell geprägten Einwanderungsland können so auch Besucherinnen und Besucher nicht-christlicher oder -jüdischer Prägung besser für den Kampf gegen das Vergessen gewonnen werden.

Michael F. Zimmermann

lehrt Kunstgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und ist Mitglied der BAdW sowie ihrer Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“. Er forscht zur europäischen und nordamerikanischen Kunstgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, zu historischen Avantgarde-Bewegungen, zu Kunst und Medien des modernen Italiens sowie zur Bildtheorie.

Fotos: Wikimedia commons; Enno Kapitzka für Akademie Aktuell

Dirigent Daniel Grossmann (r.) und das Ensemble des Jewish Chamber Orchestra Munich bei einer Probe im Stadtmuseum.



Ein einzigartiges
zeitloses
jüdisches
Stimmensemble



Fotos: Enno Kapitza für Akademie Aktuell

In der Literaturhandlung München am St.-Jakobs-Platz.

Maccabi München ist heute ein Verein für jüdische und nichtjüdische Sportbegeisterte



Hip Hop Dance für Kinder mit Trainerin Yuliya Lerner beim TSV Maccabi München.

Die Schriftstellerin **Lena Gorelik** im Gespräch über versteckten Antisemitismus, Erinnerungskultur und ihre Erfahrungen als jüdische Einwanderin in der deutschen Gesellschaft.

„Es geht viel um Übergriffigkeit“

Fragen **Marguerite Bertheau**
Foto **Magdalena Jooss**

Lena Gorelik – wir kennen uns schon lange und werden uns daher in diesem Gespräch duzen. Du wurdest 1981 in Sankt Petersburg geboren und kamst mit elf Jahren über den „Kontingentflüchtlingsrechtsweg“ nach Deutschland. Wie war das für dich?

Da man in der Sowjetunion relativ wenig darüber wusste, was außerhalb des Ostblocks geschieht, glaubte ich als Kind lange Zeit, überall wäre es genauso wie dort. Es gab aber natürlich Gerüchte über den Westen: zum Beispiel die Legende, dass man dort die Straßen mit Seife waschen würde. Irgendwie ahnte man also, dass es auf der anderen Seite besser ist. Anfang der 1990er Jahre begannen dann jüdische Menschen auszureisen – erst einmal ganz viele nach Israel, in die USA, manche auch nach Kanada. Als mein Vater hörte, dass in Deutschland auch Jüdinnen und Juden

aufgenommen wurden, wollte er zunächst nicht dorthin, wegen des Nationalsozialismus, aber als der Antisemitismus in der Sowjetunion immer mehr zunahm, änderte er seine Meinung. Zu diesem Zeitpunkt war ich zehn, das heißt, ich wurde nicht einbezogen in diese Entscheidung. Ich wusste eigentlich bis zum Tag der Ausreise nicht, was mich erwartet, hatte nur eine vage Vorstellung, dass es dort alles geben würde. Als wir in Berlin ankamen, gab es tatsächlich alles, aber wir hatten keine Kaufkraft. Wir wurden in einem Asylanten-Wohnheim – jetzt nennt man das Geflüchtetenunterkunft, sonst hat sich nicht so richtig viel getan – in einer schwäbischen Stadt mit 100.000 Einwohnern untergebracht. Das war angesichts der Höhe meiner Erwartungen ein extrem tiefer Fall auf den Boden sehr unschöner Tatsachen.

Du hast in deinen Texten und Interviews häufiger davon gesprochen, dass sich dein Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland vor allem über das Erlernen der deutschen Sprache entwickelt hat. Hast du in dieser Zeit auch eine Zugehörigkeit zum jüdischen deutschen Leben aufgebaut?

Der Wunsch war natürlich die Ankunft in der Mehrheitsgesellschaft, weil ich mich tagein tagaus als nicht zugehörig empfand und auch dementsprechend behandelt wurde. Das Jüdische hat mich erst einmal unglaublich verwirrt, weil ich zwar mit einem großen Bewusstsein dafür aufgewachsen bin, aber im antisemitischen Sinne. Ich wusste, dass ich jüdisch war und es nicht herumerzählen sollte, dass es ein Schimpfwort war. Von Religion hatte ich keine Ahnung, meine Familie war überhaupt nicht religiös – so wie die meisten jüdischen Familien in der

„Ich habe viele Jahre gebraucht, um meinen eigenen Zugang dazu zu finden, was für mich Jüdischsein bedeutet.“



Sowjetunion. Als wir in Deutschland ankamen, haben wir uns in der jüdischen Gemeinde angemeldet, wo es im Verhältnis zu dem, was ich bisher kannte, sehr religiös zugeht. Das hat mich zunächst vollkommen überfordert, auch weil die Gottesdienste und große Teile des Religionsunterrichts auf Hebräisch stattfanden. Außerdem kannte ich die Riten nicht. Ich habe deshalb am Anfang diese Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde als einen weiteren Ort empfunden, an den ich nicht passte und wo ich Angst haben musste, etwas falsch zu machen. Es war eigentlich das Gegenteil von einem Ort der Geborgenheit und Ankunft. Nach ein, zwei Jahren aber habe ich mich in die jüdische Gemeinde geradezu hineingestürzt, weil es von vielen Seiten von mir erwartet wurde. Die Lehrerschaft in der kleinen schwäbischen Stadt beispielsweise freute sich unglaublich, dass eine Jüdin auf der Schule war. Plötzlich musste ich im Religionsunterricht der anderen jüdische Feste erklären, die ich gar nicht kannte. Ich habe viele Jahre gebraucht, um meinen eigenen Zugang dazu zu finden, was für mich Jüdischsein bedeutet – unabhängig von dem, wie es andere sehen oder was sie gerne in mir sehen würden.

Wie würdest du die unterschiedlichen Blickwinkel der ersten Generation von Kontingentflüchtlingen, zu der deine Eltern gehören, und der zweiten, also deiner Generation, auf Deutschland beschreiben?

Für meine Eltern hatte in Deutschland alles gut zu sein, weil Hinterfragen bedeutet hätte, dass man vielleicht eine falsche Entscheidung getroffen hatte, die aber nicht mehr rückgängig zu machen war. Ein Beispiel dafür sind die Lichterketten, die nach den rassistischen Anschlägen in Mölln stattgefunden und an denen wir teilgenommen haben. Meine Mutter schrieb mit Tränen in den Augen Briefe nach Hause, dass die Deutschen gegen Fremdenfeindlichkeit demonstrierten, aber sie schrieb nichts von den Anschlägen. Wegen dieser Wahrnehmung meiner Eltern habe ich erst später als Erwachsene kapiert, dass den Demos schlimmster, gewaltbereiter Rassismus vorangegangen war. Trotzdem begann ich als Kind – auch weil ich relativ schnell die Sprache intuitiver und tiefer beherrschte

„Ich musste in der Schule nicht nur jüdische Feste erklären, sondern auch den Nahostkonflikt, von dem ich nur eine entfernte Ahnung hatte.“

als meine Eltern –, bestimmte Dinge wahrzunehmen, die meine Eltern nicht hören wollten. Ein Beispiel: Im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements trifft man durchaus auf Menschen, die sich selbst unglaublich feiern und eine gewisse Hierarchie auch genießen. Unter anderem kam regelmäßig eine Frau ins Wohnzimmer, die es vor allem toll fand, jüdischen Menschen zu helfen. Sie brachte mehrmals eine Kamera mit, um sich mit „ihren jüdischen Freunden“ zu fotografieren. Wir Kinder wollten uns immer verstecken, wenn sie kam. Das fanden meine Eltern ganz unhöflich. In ihren Augen war das

ein guter Mensch, der Essen brachte. Auch als ich anfing, kritisch zu gesellschaftlichen Debatten zu sprechen oder zu schreiben, hatten meine Eltern fast so etwas wie Angst, die vielleicht zum Teil aus der fehlenden Meinungsfreiheit der Sowjetunion entstanden war, aber auch von dem Gefühl herrührte, Deutschland Dankbarkeit zurückgeben zu müssen.

In deiner Generation von Kontingentflüchteten gibt es mehrere Menschen, die im öffentlichen Leben stehen und sehr deutliche Forderungen an die deutsche Gesellschaft stellen, auch hinsichtlich des Umgangs mit Erinnerungskultur und Antisemitismus. Warum?

Soweit ich für uns als Generation sprechen kann, ist das Ansinnen, sich von bestimmten Dingen zu distanzieren, deshalb so groß, weil wir am eigenen Leib erfahren haben, wie man bestimmte „Merkmale“ – wie „jüdisch“, „Opfer“, „geflüchtet“ – gesellschaftlich benutzt. Ich musste in der Schule nicht nur jüdische Feste erklären, sondern auch den Nahostkonflikt, von dem ich nur eine entfernte Ahnung hatte. Ich wurde jedes Jahr am 9. November als Einzige aus der Klasse und vor der ganzen Klassengemeinschaft gefragt, ob ich zu Gedenkveranstaltungen gehe. All das, was an der Erinnerungskultur nicht gut läuft, haben wir an uns selbst erfahren. Deswegen sind wir feinfühlig, wenn es darum geht, Menschen oder Zugehörigkeiten für irgendeine Form der öffentliche Zelebrierung zu verwenden.

Was stört dich besonders an der Erinnerungskultur und am Umgang mit Antisemitismus?

Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Ich könnte ein Kabinett der skurrilsten Anfragen erstellen – ich habe tatsächlich schon darüber nachgedacht, eine Ausstellung mit den schlimmsten E-Mail-Anfragen zu machen. In einer Mail wurde ich etwa gefragt, ob ich an einer Fragerunde zum Thema Judentum teilnehmen würde, und als Beispielfrage stand in Klammern: „Sind Ihre Söhne beschnitten?“ Es geht also ganz viel um Übergriffigkeit und auch darum, Pars pro Toto für etwas stehen zu müssen, aber nicht gefragt zu werden, ob man dafür überhaupt stehen möchte. Und es geht um dieses Erinnerungstheater,

das sich auf bestimmte Daten wie den 9. November oder den Holocaust-Gedenktag beschränkt. Nach dem Motto: Wir lassen zwar alles, was sich aus dem Nationalsozialismus an Fäden weiterzieht, unbeachtet und ziehen auch keine Rückschlüsse von damals auf heute, aber am 26. Januar machen wir was Tolles. Oder wann ist das gleich nochmal?

... am 27. Januar.

Siehst du, ich weiß nicht einmal das genaue Datum, weil es mir gar nicht um diesen einen Tag geht. Dasselbe gilt übrigens für 1.700 Jahre jüdisches Leben: Keiner weiß genau, worauf sich diese 1.700 Jahre beziehen, aber es ist viel Geld da, und es werden alle, die auch nur im Entferntesten jüdisch gewesen sein könnten, eingeladen. Das aber auch nur, wenn sie bereit sind, über das Jüdische zu sprechen. Eine Autorin hat mir erzählt, dass sie mitten in einer Lesung unterbrochen und gefragt wurde, warum nichts Jüdisches in ihrem Text vorgekommen sei.

Wie stehst du zu dem Ausspruch „Nie wieder“, auf den sich Deutschland immer wieder beruft, aktuell auch angesichts des Krieges in der Ukraine?

Ich habe ein großes Problem mit dem „Nie wieder“. Wir haben Antisemitismus, auch einen gewaltbereiten Antisemitismus, der seit Jahren kontinuierlich ansteigt. Dasselbe gilt für unglaublich viele rassistische, homophobe, antifeministische Strukturen. Dem wird außer Lippenbekenntnissen zu wenig entgegengesetzt. Das „Nie wieder“ stimmt also de facto nicht. Es stimmt in dem Moment, in dem es Halle und Hanau gibt, nicht. Diese Anschläge sind der Gegenbeweis zum „Nie wieder“. Deswegen finde ich die Berufung auf eine angebliche Aufarbeitung dessen, was zwischen 1933 und 1945 passiert ist, inzwischen derart lächerlich, dass ich nicht mehr weiß, wo ich anfangen soll, mich zu empören. Und zu dem anderen „Nie wieder“ im Zusammenhang mit dem Krieg Russlands gegen die Ukraine: Es ist nicht der erste Krieg in Europa nach 1945, es gab den Krieg in Jugoslawien. Das „Nie wieder“ wird ein weiteres Mal ad absurdum geführt, indem Menschen, die damals Angehörige und ihr Zuhause verloren haben, einfach vergessen werden.

„Halle und Hanau sind der Gegenbeweis zum ‚Nie wieder‘.“

Du engagierst dich ehrenamtlich für ukrainische Geflüchtete. Sind postmigrantische Kreise besser darin, solche Hilfestellungen zu leisten?

Mich hat am Anfang die große Hilfsbereitschaft der Mehrheitsgesellschaft unglaublich gefreut. Leider beobachte ich aber auch, wie schnell sie abnimmt. Das ist, glaube ich, tatsächlich ein Mehrheitsgesellschaftsproblem, denn dort gibt es oft eine bestimmte Erwartung, wie Geflüchtete zu sein haben. Sie haben zum Beispiel alle arm zu sein, was bei einem Krieg vollkommen abstrus ist, denn natürlich fliehen alle, die irgendwie können. Ich bekomme dann aber beispielsweise E-Mails von Familien, die Menschen aufgenommen haben und mir erzählen, dass ihre Gäste bessere Turnschuhe hätten als sie selbst. Worauf zielt das ab – sollen sie deswegen in der Ukraine bleiben? Es geht also viel um Erwartungshaltungen: Geflüchtete sollen arm sein, sie sollen dankbar sein und am besten auch so essen wie wir. Aber das sind Menschen, die bis vor Kurzem ein komplett anderes Leben geführt haben. Sie haben nun einmal ihre Essgewohnheiten, die sie nicht

bei der Grenzüberquerung ändern. Ich glaube, so etwas passiert tatsächlich im postmigrantischen Kontext weniger, weil wir das alles kennen und nicht daran erinert werden müssen.

Was wünschst du dir von der deutschen Mehrheitsgesellschaft?

Ich glaube, das Zuhören fehlt sehr häufig. Letzte Woche war ich bei einer Veranstaltung, an der Menschen mit und ohne Exilerfahrung teilgenommen haben. Und jemand ohne Exilerfahrung hat die ganze Zeit über Exil gesprochen. Das ist ein bisschen so, als würden Frauen, die sexualisierte Gewalt erfahren haben, in einem Raum mit Männern sitzen, die über sexualisierte Gewalt an Frauen sprechen. Deshalb: Zuhören ist der Anfang von allem.

Lena Gorelik

ist Schriftstellerin und Publizistin. 1992 kam sie mit ihrer russisch-jüdischen Familie als „Kontingentflüchtling“ nach Deutschland. Die Autorin wurde mit dem Bayerischen Kunstförderpreis, dem Ernst-Hoferichter-Preis und dem Förderpreis für junge Autoren der Stadt Bad Homburg ausgezeichnet. 2021 erschien ihr jüngster Roman „Wer wir sind“. Seit 2020 ist sie Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

Marguerite Bertheau

studierte in Freiburg und Cambridge europäische Geschichte sowie Ethnologie und Kulturanthropologie. Seit 2021 promoviert sie am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU München mit einer Arbeit über die Zuwanderung jüdischer „Kontingentflüchtlinge“, die vor allem in der Zeit zwischen 1990 und 2005 nach Deutschland kamen.

Das Gespräch fand am 7. Juni 2022 statt. Den ausführlichen Podcast finden Sie in der BADW-Mediathek unter: badw.de/mediathek.





Almira Sultanova
bereitet in der
Israelitischen Kultus-
gemeinde Amberg
Challa für Rosch
Haschana vor, das
jüdische Neujahrsfest.

Auch kulinarische Traditionen zeugen von der Vielfalt jüdischen Lebens in Bayern

Fotos: Enno Kapitza für Akademie Aktuell

Forschung, Vermittlung, Austausch

Von Aschaffenburg bis Wolfratshausen: jüdische Wissenschaftseinrichtungen und Museen in Bayern.

Von **Mirjam Zadoff**

Bayern blickt auf eine lange, vielfältige jüdische Geschichte zurück. Es beheimatete über die Jahrhunderte Jüdinnen und Juden unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen Stands: Arme oder Wohlhabende, Fromme wie Areligiöse, Konservative, Liberale oder Revolutionäre, auf dem Land und in der Stadt, alteingesessen, zugewandert, geflohen.

Bayern war seit Beginn des 20. Jahrhunderts aber auch das Land der „judenfreien Sommerfrischen“ in den Bergen, lange bevor die Nationalsozialisten in München zu einer Bewegung nationaler Reichweite wuchsen. Dieses Bayern war die Heimat Tausender von den Nazis vertriebener Jüdinnen und Juden und wurde nach 1945 wider alle Erwartungen zum Zuhause von Überlebenden der Schoa und Rückkehrern aus dem Exil. Und später sollte es auch zur Heimat von Migrantinnen und Migranten aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion werden.

Diese komplexe Geschichte hat Spuren hinterlassen in Archiven, Sammlungen historischer Museen, Bauten und Friedhöfen, Flurnamen und lokalen Mythen, in Kunst, Literatur und Musik. Auch wenn durch die radikalen Säuberungen der Nazis vieles zerstört oder zerstreut wurde, gibt es heute doch ein vielfältiges Netz aus Kultur- und Wissenschaftseinrich-

tungen, die sich dieser Geschichte und der vergangenen Vielfalt widmen. Wissenschaftliche Reihen, Onlineportale und digitale Archive bieten Zugang zu Datenbanken, Archiven und Studien. So wurde im Rahmen des Festjahres „1700 Jahre Jüdisches Leben in Bayern“ am Museum der Bayerischen Geschichte Regensburg ein digitales Portal ins Leben gerufen, das die jüdische Geschichte von rund 350 Orten in Bayern erarbeitet, vor allem zu Themen wie Gemeinden, Synagogen, Friedhöfe, Gedenktafeln und Zeitzeugen.

Jüdisches Leben erforschen

Zentrum der Forschung zum jüdischen Leben in Bayern ist seit 25 Jahren der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München. Dort entstanden nicht nur zahlreiche wissenschaftliche Forschungen, sondern es wird besonders der Transfer in die breite Bevölkerung gesucht. Dabei kommt der Vermittlung in Schulen eine große Rolle zu mit dem Ziel, die Vielfalt jüdischen Lebens als integrierter Teil der deutschen und europäischen Geschichte zu erzählen. Gemeinsam mit der Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte und der Professur für Judaistik an der LMU wird aktuell ein Master „Jüdische Studien“ etabliert. Auch

die Universität Bamberg bietet ein Studium der Jewish Studies/Judaistik an.

Gerade in diesem Wissen um jüdische Geschichte und Kultur als Teil der lokalen und nationalen Mythen liegt eine große Notwendigkeit. Die „Beschneidungsdebatte“ vor zehn Jahren hat offengelegt, dass es mit der Akzeptanz von Andersheit der jüdischen Tradition nicht weit her war – und teilweise noch immer nicht ist. Der Blick in die Geschichte jüdischer Vielfalt in Bayern hilft dabei, heutige Diversität zu akzeptieren. Anzuerkennen, dass unter den Helden der Revolution von 1918 auch jüdische Kommunisten oder Sozialrevolutionäre waren, ist ein zentraler Schritt für ein anderes Verständnis des Judentums im 20. und 21. Jahrhundert.

Museen – Orte des Austauschs

Für viele Menschen, die an lokaler jüdischer Geschichte interessiert sind, gelten Museen als erste Anlaufstelle. Sie bieten Ausstellungen, Seminare und Veranstaltungen, sind Orte des Austausches und der Diskussion. Das 1985 gegründete Museum im Westtrakt der Synagoge Augsburg war damals das erste eigenständige jüdische Museum der Bundesrepublik. Themen wie Migration, Integration, Heimat und kulturelle Vielfalt

Jüdische Wissenschaftseinrichtungen und Museen in Bayern

In Bayern gibt es heute ein vielfältiges Netz von Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen, die sich der jüdischen Geschichte widmen. Die Karte zeigt eine Auswahl davon.



prägen seine Arbeit in einer Stadt mit hohem postmigrantischen Anteil. 2014 wurde als zweiter Standort das ehemalige Gebetshaus in Augsburg-Kriegshaber als Ausstellungsraum eröffnet.

1995 wurde das Jüdische Museum Franken in Fürth gegründet. Untergebracht in einem ehemaligen jüdischen Wohnhaus mit Mikwe, wurde es durch einen modernen Ausstellungsbau erweitert. Neben der fast tausendjährigen fränkisch-jüdischen Geschichte widmet sich das Haus vielfältigen Verbindungslinien zwischen lokaler und europäischer Geschichte. Eine aktuelle Ausstellung – zugleich ein künstlerisches Projekt – untersucht die vergessene Geschichte der jüdischen Wissenschaftler, die vor den Nazis in die Türkei flüchten konnten. Der „Garten des (nicht)Vergessens“ erinnert an den aus Fürth stammenden Botaniker Alfred Heilbronn, der den Botanischen Garten der Universität

Grafik: BAdW

Istanbul gründete. In Zusammenarbeit mit zwei türkischen Kuratorinnen und Kuratoren wird an seine Geschichte erinnert, während im Garten des Fürther Museums Samen aus dem Istanbul Botanischen Garten wachsen.

Das Jüdische Museum Franken hat zwei weitere Standorte in Schnaittach und in Schwabach, wo eine ehemalige Synagoge, das Haus eines Rabbiners, ein jüdisches Wohnhaus und eine Laubhütte mit spätbarocken Wandfresken zu sehen sind.

Das Museum Shalom Europa in Würzburg versteht sich als Ort, der sowohl Auskunft gibt über jüdische Religion und Tradition als auch über die lokale Geschichte Unterfrankens. Auch die Synagoge in Allersheim ist ein Zeugnis des fränkischen Landjudentums und heute Teil des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim. Andere fränkische Museen, etwa in Aschaffenburg, beschäftigen sich mit ihrer jüdischen Geschichte und

Kultur. Und viele Synagogen in der Region, z. B. in Kitzingen, sind heute umgewidmet in Kulturzentren.

Erinnerungsorte der Nachkriegszeit

In Oberbayern erinnern mehrere Orte an die unmittelbare Nachkriegsgeschichte. In Waldram bei Wolfratshausen befand sich das Displaced Persons-Lager Föhrenwald, das erst 1957 als Letztes seiner Art geschlossen wurde. Heute ist dort der von einem Verein getragene „Erinnerungsort Badehaus“ untergebracht. Im Kloster St. Ottilien erinnert ein Rundweg an die Geschichte der 5.000 jüdischen Displaced Persons, die von 1945 bis 1948 dort lebten.

Als zentraler Erinnerungsort in Bayern feiert das Jüdische Museum München 2022 sein 15-jähriges Jubiläum. Es widmet sich der Geschichte der bayerischen und Münchner Jüdinnen und Juden, präsentiert Ausstellungen und organisiert Erinnerungsformate im öffentlichen Raum, etwa „Zwölf Monate – Zwölf Namen“ über das Olympia-Attentat gemeinsam mit dem NS-Dokumentationszentrum.

Die wachsende Sichtbarkeit jüdischer Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen kann als Teil einer sich zusehends als divers verstehenden Gesellschaft gesehen werden. Viele Themen, die das postmigrantische Bayern bewegen, sind und waren zentraler Teil der jüdischen Erfahrung: Flucht, Migration, Neubeginn und Kontinuitäten des Ausgegrenzt-Werdens. Jüdische Einrichtungen kommen einer identitätspolitisch bewegten Gesellschaft entgegen, indem sie nicht zuletzt auch von Aushandlungsprozessen über Identität zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Gesprächspartnern berichten, über Intersektionalität, Begegnungszonen und Formen der Selbstvergewisserung.

Dr. Mirjam Zadoff

leitet das NS-Dokumentationszentrum München. Die Historikerin ist Mitglied der BAdW und der Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“.

Jüdisches Leben in Bayern – ein integraler Bestandteil unserer Geschichte und Gegenwart

Rabbiner Elias Dray
in der Synagoge Amberg.

Ein zeitgemäßes Wissenschaftsverständnis fördern

Ein Kommentar
von **Frank Fischer**

Illustration **Martin Fengel**



Prof. Dr. Frank Fischer lehrt Empirische Pädagogik und Pädagogische Psychologie an der LMU München, ist Direktor des Munich Center of the Learning Sciences und Mitglied der BADW.

Nicht erst seit der Corona-Pandemie wird diskutiert, inwieweit Nichtwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler wissenschaftliche Ergebnisse verstehen und in persönlichen, professionellen oder politischen Entscheidungen berücksichtigen können. Laut „Wissenschaftsbarometer“ ist das Vertrauen in die Wissenschaft zuletzt gestiegen. Gleichzeitig zeigen Studien, dass das Wissenschaftsverständnis oft durch Fehlkonzepte eingeschränkt ist: dass die Wissenschaft unumstößliches Wissen zur Wahrheit besitze oder dass in der Wissenschaft unterschiedliche Positionen unentscheidbar (und deshalb gleichberechtigt) nebeneinander stünden.

Bei jeder neuen Krise scheinen Wissenschaftskommunikatorinnen und -kommunikatoren aufs Neue basale Dinge über Wissenschaft zu erklären. Könnte man nicht argumentieren, dass ein angemessenes Wissenschaftsverständnis Teil einer zeitgemäßen schulischen Bildung sein muss? Was würde zu einer solchen epistemischen Grundbildung gehören? Nahe liegt etwa der Revisionsvorbehalt wissenschaftlicher Erkenntnis, verbunden mit Wissen darüber, wie die Wissenschaften zu ihrem Wissen kommen. Auch könnte aufgezeigt werden, warum aus wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht direkt konkrete individuelle oder gesellschaftliche Handlungsmaßnahmen folgen. Menschen könnten befähigt werden – entgegen ihrer intuitiven Präferenz für epistemische Leistungen erster Ordnung –, zunächst zu überlegen, ob das eigene Wissen zur Bewertung einer wissenschaftlichen Erkenntnis ausreicht oder ob bessere Quellen identifiziert werden könnten. Kompetenzen für solche epistemischen Leistungen zweiter Ordnung wären etwa, relevante Expertinnen und Experten zu erkennen und informiertes Vertrauen in die Wissenschaft anzustreben. In der *post-truth condition* mit Phänomenen wie Echokammern und Fake News erscheint ferner

die Medienkompetenz essenziell, sich über Wissenschaft im Internet informieren und sich an wertbezogenen Diskussionen zu ihren Implikationen beteiligen zu können. Unklar ist, inwieweit diese Kompetenzen fachspezifisch sind oder auch fächerübergreifend vermittelt werden könnten.

Die Nachfrage nach orientierenden wissenschaftlichen Perspektiven wird weiter wachsen. Eine epistemische Grundbildung könnte die individuelle Partizipation an und die Qualität von gesellschaftlichen Diskussionen und Entscheidungsprozessen stärken. Wäre es da nicht eine vornehme Aufgabe einer Akademie der Wissenschaften, an der Gestaltung eines Curriculums für eine epistemische Grundbildung und ein zeitgemäßes Wissenschaftsverständnis mitzuwirken?

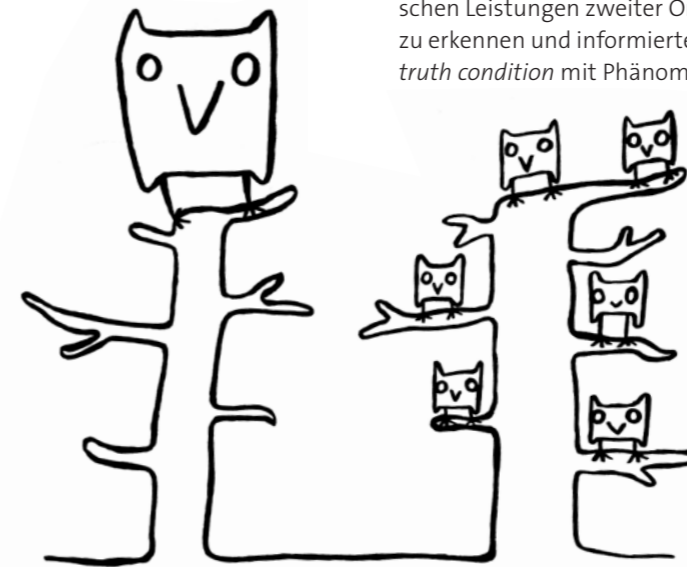


Foto: Manu Theobald

Schätzt an München
auch das reiche musi-
kalische Angebot:
Zhen Liu im Treppen-
haus des Herkules-
saales in der Residenz.



3.2022

Ortswechsel

Aus aller Welt an die Akademie: Die Forscherinnen und Forscher der Bayerischen Akademie der Wissenschaften kommen aus mehr als 30 Ländern. „Akademie Aktuell“ stellt sie vor, diesmal:

Zhen Liu Indologe



China

München

Prof. Dr. Zhen Liu ist Stipendiat der Humboldt-Stiftung im BAdW-Vorhaben „Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache“, dem ersten wissenschaftlichen Referenzwerk, das mit Textbelegen die Entwicklung des tibetischen Wortschatzes dokumentiert.

Woher kommen Sie? Seit wann sind Sie hier?

Ich komme aus Shanghai in der Volksrepublik China. Seit Januar 2021 bin ich in Deutschland und seit März 2022 in München.

Warum sind Sie nach Deutschland gekommen?

Ein großzügiges Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung hat es mir ermöglicht, hierherzukommen.

War der Wechsel schwierig?

Nein. Während meines Masterstudiums und der Promotion verbrachte ich bereits sieben Jahre in München.

Woran arbeiten Sie gerade?

Ich arbeite an einer Reihe buddhistischer Hymnen in Sanskrit.

Was fällt Ihnen auf, wenn Sie das deutsche und das chinesische Wissenschaftssystem vergleichen?

Hier gibt es mehr Freiheit in der Forschung und weniger autoritäre Zwänge aus der akademischen Hierarchie. Allerdings sind in Deutschland viele geisteswissenschaftliche Fächer in ihrem Bestand gefährdet. Unglücklicherweise gehört mein Fach, die Indologie, dazu. In China hingegen werden solche Fächer stärker gefördert. In Deutschland sind Gender-Studien unvermeidbar, in China brauche ich das Thema gar nicht anzusprechen.

Was schätzen Sie am deutschen Wissenschaftssystem?

Die grundlegenden Fächer der Geistes- und Naturwissenschaften sind noch stark. Ich war in Amerika, und mir scheint, dass manche neue Forschungen dort nur wiederholen, was es schon vor hundert Jahren in Deutschland gab.

Was fehlt Ihnen im deutschen Wissenschaftssystem?

Selbstvertrauen. Laut verschiedenen Uni-Ranking-Systemen stehen die besten deutschen Universitäten erst nach dem 60. Platz – also viel niedriger als die besten chinesischen Universitäten. Und das, obwohl wir in China kaum Nobelpreisträger haben. Das Ergebnis stellt eher eine Manipulation ohne Aussagewert dar. Man braucht das alles nicht allzu ernst zu nehmen.

Was kann Deutschland in der Wissenschaft von China lernen?

Kaum etwas.

Wo würden Sie gerne noch zum Forschen hingehen?

Wo es Freiheit gibt und ich mich ohne Störung auf die philologische Arbeit konzentrieren kann, dorthin würde ich gerne gehen.

Wie beschreiben Sie China in wenigen Sätzen?

Darüber muss ich schweigen.

Was sollte man in China gesehen haben?

Dunhuang, Kizil und viele Orte in Tibet.

Was vermissen Sie von dort?

Chineser tapertail anchovy (*Coilia nasus*). Furchtbar viele Gräten, aber furchtbar lecker!

Was bringen Sie aus Ihrer Heimat nach Deutschland mit?

Beim letzten Mal brachte ich einen Koffer voll Masken mit, weil China das Herkunftsland ist und da einen Preisvorteil hat. Wenn ich nächstes Mal nach China fliege und wieder zurück nach Deutschland kommen dürfte, würde ich Tee mitbringen.

Was mögen Sie an München?

Musikveranstaltungen.

Ihr Lieblingsplatz in München?

Herkulesaal und Staatsoper, beide gleich neben der Akademie.

Wo findet man Sie, wenn Sie nicht forschen?

Entweder bei meiner Familie oder allein bei einer Musikveranstaltung.

Fragen: el

Immer im Februar wählt das Plenum der Akademie neue ordentliche, korrespondierende und außerordentliche Mitglieder, eine Selbstbewerbung ist nicht möglich. Im Jungen Kolleg findet zu Jahresbeginn ein Auswahlverfahren statt, seine Mitglieder sind für die Dauer ihres Stipendiums zugleich außerordentliche Mitglieder der Akademie.



Prof. Dr. Anna Köhler

Anna Köhler ist – nach Stationen in Cambridge, London und Potsdam – seit 2007 Inhaberin des Lehrstuhls für Optoelektronik weicher Materie, Experimentalphysik II an der Universität Bayreuth. Sie ist ordentliches Mitglied der BADW.

Wozu forschen Sie?

Ich untersuche die optischen und elektronischen Eigenschaften von molekularen Halbleitern. Aus diesen Materialien werden zum Beispiel die OLED-Displays moderner Fernseher gefertigt oder auch biegsame Solarzellen auf Folienbasis.

Warum genau dieses Thema?

Ich halte die Energiefrage für eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit. Indem wir die Effizienz von organischen Leuchtdioden (OLEDs) steigern und die Leistungsausbeute organischer Solarzellen verbessern, tragen wir – in kleinen Schritten – zur Lösung dieser Frage bei.

Was treibt Sie an?

Die Neugier, die Mechanismen hinter den Prozessen zu erkennen und dadurch den Prozessablauf zu verbessern. Im Grunde ist es das uns angeborene Suchen nach dem „Wie funktioniert das?“.

Welche Frage würden Sie gerne stellen – und wem?

Angela Merkel hat in ihrer Politikerlaufbahn viel erreicht. Sie hat mehr Kanzlerwahlen gewonnen als je ein Kanzler vor

ihr und die Bewältigung zahlreicher größerer Krisen entschieden mitgestaltet. Dafür stand sie permanent unter öffentlicher kritischer Beobachtung und hat viel Zeit ihres Lebens investiert. Ich würde ich gerne die hypothetische Frage stellen, ob sie diesen Weg mit dem Wissen von heute nochmals gehen würde und was ihr dabei am meisten geholfen hat.

Ich hätte gerne ...

... mehr Zeit – Zeit, um Belletristik zu lesen. Um in Ruhe Publikationen zu schreiben. Auch Zeit, um Fachliteratur zu lesen (statt zu überfliegen) und zu verdauen, um nachzudenken und mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wissenschaftliche Fragen zu diskutieren.

Was macht Ihr Leben reicher?

Mein Mann! Sein Ideenreichtum und seine unermüdliche Energie, Neues zu erkunden. Das ist sehr, sehr bereichernd.



Prof. Dr. Christian List

Christian List hat den Lehrstuhl für Philosophie und Entscheidungstheorie an der LMU München inne. Zuvor lehrte und forschte er an der London School of Economics, der Australian National University, in Oxford, Harvard und Princeton sowie in Frankfurt. Er ist Mitglied der British Academy und ordentliches Mitglied der BADW.

Wozu forschen Sie?

Ich forsche in der Entscheidungs- und Handlungstheorie und der theoretischen und praktischen Philosophie, besonders der Philosophie des Geistes, der Metaphysik und der Ethik und politischen Theorie. Ich habe mich u. a. sehr mit der Frage auseinandergesetzt, wie Gruppen auf demokratische Weise rationale Entscheidungen treffen können. Außerdem untersuche ich, wie man individuelles Entscheidungsverhalten erklären und ggf. modellieren kann. Meine Arbeiten sind interdisziplinär orientiert und verwenden häufig Methoden aus der Mathematik, Logik und benachbarten empirischen Wissenschaften wie z. B. der Ökonomik.

Welche Frage wollen Sie mit Ihrer Forschung beantworten?

Eine Frage, die mich sehr fasziniert, ist, wie sich das Phänomen des scheinbar freien menschlichen Entscheidungsverhaltens mit einem naturwissenschaftlichen Weltbild in Einklang bringen lässt, in dem die Ereignisse zumindest auf einer fundamentalen Ebene von den Naturgesetzen bestimmt sind. Kurz gesagt: Kann es in einer von physikalischen Naturgesetzen bestimmten Welt einen freien Willen geben, und wie versteht man diesen am besten?

Was treibt Sie an?

Neugier auf die Welt: die Welt der Menschen, die Welt der Natur und die Welt abstrakter Muster, die man bei näherem Hinsehen auf unterschiedlichen Beschreibungsebenen entdecken kann.

Haben Sie ein (historisches) Vorbild in der Wissenschaft?

Ich bewundere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Verknüpfungen zwischen auf den ersten Blick ganz unterschiedlichen Wissensgebieten hergestellt oder mithilfe einer philosophischen Perspektive die Einzelwissenschaften

Alle Fotos: privat

vorangebracht haben. Bezüglich der Theorie rationaler Entscheidungen – gerade vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Herausforderungen – ist z. B. der Ökonom und Philosoph Amartya Sen für mich eine große Inspiration. Seine Arbeiten verbinden logisch-analytische Präzision mit normativen Einsichten in gesellschaftliche Probleme und einer tief menschlichen Motivation.

Was macht Ihr Leben reicher?

Meine Familie und insbesondere unsere beiden kleinen Töchter, die gerade die Welt für sich entdecken.



Prof. Dr. Ulrike Hahn

Ulrike Hahn lehrt seit 2012 Psychological Science in Birkbeck, University of London. Die studierte Juristin begann in der Rechtsphilosophie, ehe sie zur Psychologie wechselte und in der Folge als Lecturer in Warwick und Cardiff Station machte. Sie ist korrespondierendes Mitglied der BADW.

Wozu forschen Sie?

Mein Forschungsgebiet ist die menschliche Rationalität. Wie rational ist unser Denken und Entscheiden? An dieser Frage fasziniert mich, dass sie im Schnittpunkt von so vielen Dingen liegt. Sie lässt sich nur beantworten, indem wir sowohl normative Gesichtspunkte (d. h., „Was soll ich tun?“) als auch deskriptive Gesichtspunkte verstehen (d. h., „Was tue ich tatsächlich?“). Beide Seiten sind wissenschaftlich anspruchsvoll und berühren viele verschiedene Wissenschaften. Gleichzeitig steht diese Frage im Spannungsfeld zwischen dem Individuum und der Gruppe. Und sie reicht von unserem grundlegenden Selbstverständnis als Menschen hin

zu direkten praktischen Anwendungen. Es ist einem einzelnen Forscher möglich, zu allen diesen Aspekten beizutragen, und das ist fantastisch.

Welche Frage wollen Sie mit Ihrer Forschung beantworten?

Die Kernfrage, die ich beantworten möchte, ist: „Woraus besteht rationale Argumentation?“

Was treibt Sie an?

Hierbei treibt mich zunehmend an, dass wir allein mit der Antwort zu dieser Frage die derzeitige „Informationskrise“ und Krisen im öffentlichen Diskurs meistern können.

Mit welcher (auch historischen) Person würden Sie gerne diskutieren?

Die historische Person, mit der ich am liebsten sprechen würde, wäre John von Neumann – meines Erachtens der größte Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts (soweit diese Kategorie Sinn macht). Ich würde ihn angesichts der Bandbreite und Tragweite seiner Leistungen auch als Vorbild nennen, wenn er nicht so unerreichbar in seiner Größe wäre.

Wo möchten Sie leben?

In einem friedlichen, nach-pandemischen Jetzt.



Prof. Dr. Elisabeth André

Elisabeth André ist Inhaberin des Lehrstuhls für Mensch-zentrierte Künstliche Intelligenz an der Universität Augsburg. Nach dem Informatikstudium an der Universität des Saarlandes forschte sie am Deutschen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz. Ihren Forschungsschwerpunkt bildet die Interaktion zwischen Mensch und Computer. Sie ist ordentliches Mitglied der BADW.

Wozu forschen Sie?

Meine Arbeit ist an der Schnittstelle von Künstlicher Intelligenz und Mensch-Maschine-Interaktion angesiedelt. Mein Team und ich erforschen, wie man auch wenig technikaffinen Menschen einen intuitiven Zugang zu Maschinen ermöglichen kann. Ein enormes Potential sehen wir in der Verwendung von Interaktionstechniken, die an der zwischenmenschlichen Kommunikation orientiert sind und auf Gestik, Mimik und Sprache basieren. Das Paradebeispiel dafür ist die Mensch-Roboter-Interaktion. Dabei geht es nicht mehr nur um einfache Bedienung. Die Nutzung von technischen Artefakten soll zu einer positiven Erfahrung – zum Erlebnis – werden.

Welches Ziel verfolgen Sie als Wissenschaftlerin?

Im Idealfall sollen Alltagsnutzerinnen und -nutzer mit Maschinen so interagieren können, wie sie es aus der zwischenmenschlichen Interaktion gewohnt sind. Wir versuchen also, Maschinen so weiterzuentwickeln, dass sie sich an Menschen anpassen – und nicht umgekehrt.

Was treibt Sie an?

Die Erkenntnis, dass der Alltag immer komplexer wird und wir dem durch eine menschenzentrierte Technikentwicklung entgegenwirken müssen

Haben Sie ein (historisches) Vorbild in der Wissenschaft?

Mich beeindruckt, dass die Perspektiven aufzeigen, die auch noch Jahrzehnte später Entwicklerinnen und Entwickler inspirieren. Dazu gehört Doug Engelbart – bekannt geworden als Erfinder der Computermaus. Doug Engelbart hat bereits in den 1960er Jahren erkannt, dass es nicht darum gehen kann, den Menschen zu ersetzen, sondern darum, den menschlichen Intellekt zu erweitern. Gerade in einer Zeit, in der Maschinen durch quasi-intellektuelle Fähigkeiten großes Aufsehen erregen, wird die Frage nach der Gestaltung der Zusammenarbeit zwischen Menschen und Maschinen immer wichtiger.

Ich hätte gerne, ...

... dass der Faktor Mensch bei der Technologieentwicklung stärker in den Vordergrund rückt.

Fragen: rz

Im Archiv der Bayerischen Akademie der Wissenschaften liegen elf wertvolle Originale des Fotopioniers und Multitalents **William Henry Fox Talbot** aus dem Jahr 1842.

Von **Johann Pörnbacher**



Zeichner

Pflanzenblatt (Kontakt auf Papiernegativ), von William Henry Fox Talbot 1842 an die Akademie gesandt.



mit Licht

Foto: Archiv der BadW, Prot. 58 fol. 131. Digitalisate aller Akademiefotos von der Firma IBD Steffen Urban, Oberau



Ein Handicap brachte den britischen Fotopionier William Henry Fox Talbot zu einer bahnbrechenden Erfindung: Weil er bei einem Aufenthalt am Comer See im Oktober 1833 kein Glück beim Zeichnen hatte, suchte er nach einer Lösung, die Schönheiten der Natur mit einer Glaslinse auf speziell präpariertem Papier festzuhalten. Vom griechischen *kalós* = schön gab er seinem Verfahren den Namen Kalotypie.

Wertvolle Originale im Archiv der Akademie

Nach der Royal Society in London 1839 war die königliche Akademie der Wissenschaften in München die zweite Institution, die 1842 von der sensationellen Erfindung Talbots erfuhr. In einem Brief in französischer Sprache wandte sich William Henry Fox Talbot am 10. Juni 1842 an Carl Friedrich von Martius, den Sekretär der Akademie, und kündigte die Übersendung einiger Fotobeispiele an, die er nach der Methode der „Calotype“ oder Kalotypie hergestellt habe, weitere auf Basis eines anderen Verfahrens, das er 1834 entdeckt und 1839 veröffentlicht habe. Im VI. Protokoll der mathematisch-physikalischen Klasse vom 11. Juni 1842 findet sich unter Nr. 76 der nüchterne Eintrag, Talbot habe „eifrig Proben seiner Photographie u. die gedruckte Beschreibung seines Verfahrens der Einsicht der Klasse unterstellt“. Daneben steht, Carl August von Steinheil habe das Verfahren erläutert und bestimmt, dass die „Producte“ zum Akt gelegt werden sollten. In Band 58 der Sitzungsprotokolle unter Beilage 9 haben die Stücke bis heute ihren Lagerort. Steinheil und Franz von Kobell, die beide an dieser Sitzung vom 11. Juni 1842 teilnahmen, gehören zu jenen naturwissenschaftlichen Mitgliedern der Münchner Akademie, die sich früh mit der Fototechnik befassten.

In einer fünfseitigen Erklärung legt Talbot dar, wie das Trägermaterial präpariert werden muss: Das Papier wird mit einer Lösung aus Silbernitrat gewaschen, in fast trockenem Zustand in eine Jod-Magnesium-Lösung getaucht und erneut getrocknet. Als Ergebnis erhält man jodiertes Papier mit einer einheitlichen Silberjodsicht, das mit einer Gallen-Silbernitrat-Mischung zu waschen ist. Nach kurzem Tauchen in ein Wasserbad und Trocknung mit einem Lössblatt sowie am Feuer ist das Papier bereit für die Herstellung der Kalo- oder Talbotypie, so bezeichnet wegen seiner Eignung, Bilder von Gegenständen mittels einer Camera obscura (Kasten mit einer Linse, die das abzubildende Motiv seitenverkehrt wiedergibt) zu reproduzieren. Auf dieses lichtempfindliche Papier legte Talbot ein Laubblatt, dessen Umrisse nach einer Viertel bis halben Stunde in Erscheinung traten.

Um eine weitere Veränderung des Papiers zu verhindern, muss man es mit einer Lösung aus Brom-Magnesium fixieren. Das Bild auf Basis der Kalotypie ist ein Negativ, die Gegenstände werden durch Schatten dargestellt. Beim Produzieren eines Positivs von diesem Negativ entsprechen die Lichtverhältnisse den natürlichen Gegebenheiten.

Herkunft und Lebensweg

William Henry Fox Talbot kam am 11. Februar 1800 in Melbury in der Grafschaft Dorset zur Welt und verbrachte große Teile seines Lebens bis zu seinem Tod am 17. September 1877 im Süden Englands westlich von Bath auf Lacock Abbey, wo er auch bestattet ist. Er war das einzige Kind von William Davenport Talbot und Elisabeth Theresa, Tochter des Earl of Ilchester. Mit fünf Monaten verlor er den Vater. Seine Mutter heiratete 1804 Charles Fielding. Der kleine William Henry bekam zwei Halbschwwestern und wuchs in einer wohlhabenden Umgebung auf.

Der begabte Schüler besuchte 1811 die Harrow School nordwestlich Londons, seit 1817 war er auf dem Trinity College in Cambridge und legte 1825 den Master of Arts in klassischer Literatur und Mathematik ab. Ein Jahr zuvor traf Talbot in München den englischen Astronomen John Herschel – der Beginn einer Zusammenarbeit über die Erforschung des Lichts und optischer Phänomene, die er ein Leben lang auch mit David Brewster betrieb, den er 1826 kennenlernte. Am 20. Dezember 1832 heiratete er Constance Mundy aus Derbyshire, mit der er einen Sohn und drei Töchter hatte. Als Kandidat der Whigs zog er im selben Jahr in das englische Parlament ein.

Fotopionier ohne Anerkennung

Erste Versuche auf dem Gebiet der Fotografie machte Talbot im Frühjahr 1834, als er Schreibpapier mit Lösungen aus Kochsalz und Silbernitrat präparierte und darauf Gegenstände legte, die er wegen der Wirkungen des Lichts *sciagraphs* (Schattenzeichnungen) nannte. 1835 stellte er sein erstes Papiernegativ mit der Abbildung des Erkers seines Anwesens in Lacock Abbey her. Noch behielt er die Entdeckung für sich. Erst als er erfuhr, dass der Franzose Louis Daguerre ein Verfahren für Bilder in einer Camera obscura entwickelt habe, drängte es ihn an die Öffentlichkeit. Er bezeichnete seine Technik als „photogene Zeichnung“. Die Tragik Talbots bestand darin, dass er im Gegensatz zu Daguerre, der



Oben: Korbmacher vor einer offenen Hütte, davor Körbe, eine Leiter, Spaten und Besen (Druck auf Jodsilberpapier).
Unten: Arrangement mit sechs verschiedenen Laubblättern (Druck auf Jodsilberpapier).

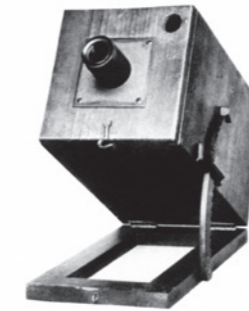
Die Akademie der Wissenschaften in München war die zweite Institution, die 1842 von der sensationellen Erfindung Talbots erfuhr.



Fotos: Archiv der BAdW, Prot. 58 fol. 140 und fol. 133



Probe aus der Botanik: wilder Fenchel oder Dill (Kontakt auf Papiernegativ).



Die Erfolge des Fotopioniers William Henry Fox Talbot waren wegwei- send auf dem Gebiet der Fotografie bis in die 1990er Jahre.



Oben: Eine Camera obscura gibt das abzubildende Motiv seitenverkehrt wieder.
Unten: William Henry Fox Talbot, fotografiert von John Moffat in Edinburgh, Mai 1864.

von der französischen Regierung unterstützt wurde, keine Hilfe erhielt, nicht einmal von der Royal Society, deren Mitglied er war.

David Brewster und John Herschel ermutigten Talbot zur Weiterarbeit. Herschel prägte die Bezeichnungen Fotografie (von *photós graphēin* = zeichnen mit Licht), Positiv und Negativ für Talbots Entdeckungen. Am 8. Februar 1841 ließ er sein Verfahren patentieren, doch die Daguerreotypie schien zu dem Zeitpunkt attraktiver. Dabei lieferten Negative auf präparierten Kupferplatten empfindliche Unikate, von denen leicht Positive hergestellt werden konnten. Die Kalotypie war hingegen zunächst etwas unscharf und produzierte erst nach einem Zwischenschritt ein Negativ, war aber schließlich die überlegene Technik. Trotzdem blieb Talbot die verdiente Anerkennung versagt.

1843 finanzierte Talbot Nicolas Henneman in Reading eine Werkstatt für die Massenproduktion von Fotoabzügen, die Kupferstiche ersetzen sollten. Hennemans Studio musste allerdings nach vier Jahren schließen. 1844 publizierte Talbot sein Buch „The Pencil of Nature“ zur Demonstration seiner Technik, ein Werk, das zwar positiv aufgenommen, aber kaum verkauft wurde. Nach 1850 kam er zu der Einsicht, dass fotomechanische Prozesse mit Silbersalzen unbefriedigend seien, und erfand eine Gravur, mit der Drucke hergestellt werden konnten. 1854 wurde Talbot vor Gericht zwar als Erfinder der Fotografie anerkannt, doch neuere Verfahren würden seine Rechte nicht verletzen. Als Konsequenz aus diesem ernüchternden Urteil unternahm er keine fotomechanischen Experimente mehr.

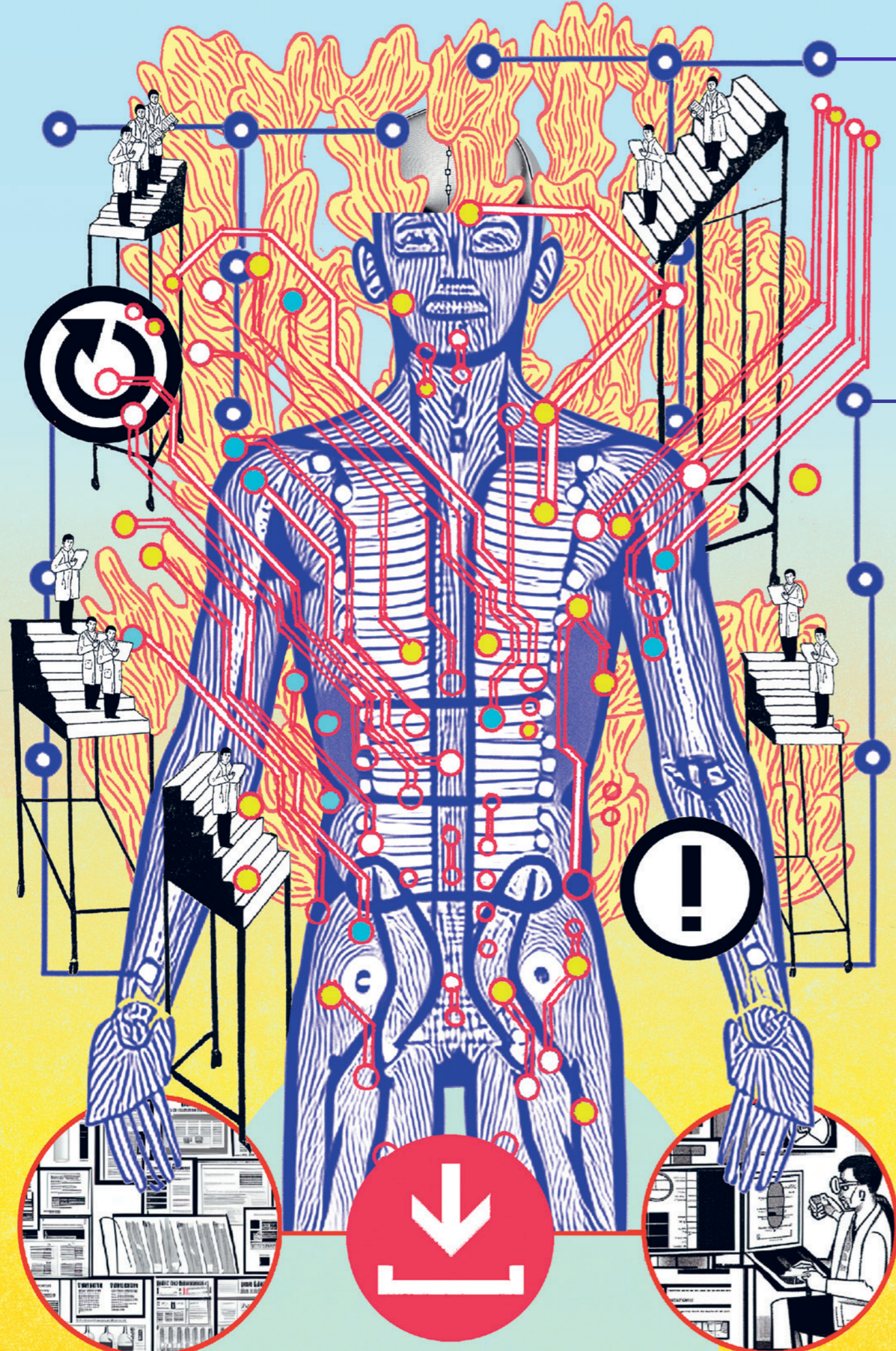
Vielseitige Begabungen

Aber der Universalgelehrte betätigte sich fortan auf anderen Gebieten. Talbot tat sich als Naturwissenschaftler, Botaniker und Astronom hervor. Seine Anerkennung zeigt sich darin, dass er der Royal Astronomical Society angehörte, die Ehrendoktorwürde der Universität Edinburgh erhielt und als Verfasser von acht Büchern und über 100 Zeitschriftenartikeln in Erscheinung trat. Geehrt wurde er unter anderem dadurch, dass der Talbot-Gletscher in der Antarktis seinen Namen bekam. Er betätigte sich auch auf dem Feld der Mathematik und interessierte sich für die altorientalische Schrift. In der British Library werden mehr als 100 Notizbücher von ihm verwahrt, die sein Bemühen um die Entzifferung und den Aufbau der Keilschrift zeigen.

Die Erfolge des Fotopioniers Talbot waren wegweisend auf dem Gebiet der Fotografie bis in die 1990er Jahre, als die digitale Fototechnik aufkam. Mit seinem Negativ-Positiv-Verfahren und der Vervielfältigung eines Bildes durch Abzug vom Negativ legte er die Grundlagen der Fotografie seit 1860 – auch wenn diese wissenschaftliche Leistung zu seinen Lebzeiten nicht die nötige Anerkennung erfuhr.

Dr. Johann Pörnbacher

leitet das Archiv der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Forschen für das Gesundheitssystem der Zukunft:
Wie ein **persönlicher Gesundheitsdatenraum** dazu beitragen
kann, Patientendaten sicher und effizient
zu teilen und für wissenschaftliche Fragen zu nutzen.

Von **Björn Eskofier** und **Anastasiya Zakreuskaya**
Illustration **Paula Troxler**

K

Künstliche Intelligenz (KI) wird gegenwärtig in vielen Bereichen verstärkt eingesetzt – bekannte Beispiele sind etwa selbstfahrende Autos, Sprach- oder Bilderkennung. Auch in der Medizin ist die Anwendung von Methoden der Künstlichen Intelligenz und des Maschinellen Lernens (ML), einem Teilbereich der Künstlichen Intelligenz, aktuell ein vielbeachtetes Thema. Durchsucht man „Pubmed“, die wohl wichtigste Publikationsdatenbank für klinisch-medizinische Forschung, nach den Begriffen „Künstliche Intelligenz“ und/oder „Maschinelles Lernen“ in den dort verzeichneten wissenschaftlichen Artikeln des Jahres 2000, so erhält man etwa 400 Treffer. Für das Jahr 2010 sind es bereits rund 2.200 Treffer und für das Jahr 2020 mehr als 21.500 Einträge.

Der Antrieb für den verstärkten Einsatz von KI und ML in allen Bereichen liegt in drei Entwicklungen begründet: 1) der stetig wachsenden Rechnerkapazität, die immer noch dem Mooreschen Gesetz folgt, 2) den Verbesserungen bei der Algorithmik durch intensive Forschung und 3) der wachsenden Verfügbarkeit digitaler Daten. Der klinisch-medizinischen Forschung stehen dabei die gleichen Rechnerkapazitäten und Algorithmen zur Verfügung wie anderen Bereichen, ein großer Unterschied liegt allerdings nach wie vor in der Verfügbarkeit digitaler Daten. Zwar basieren die eingangs genannten mehr als 21.500 veröffentlichten Publikationen auf Daten, allerdings stehen diese Daten nicht unbedingt für die Beantwortung anderer wissenschaftlicher Fragestellungen zur Verfügung.

Künstliche Intelligenz: Maschinelles Lernen und Mustererkennung

Ein Symposium des Forums Technologie am 22. Juli 2022 in der BADW gab einen Überblick über aktuelle Fortschritte der Künstlichen Intelligenz (KI) und zeigte, was mit KI heute möglich ist, wie sie unser Leben in der Zukunft beeinflussen wird und wo die Grenzen und Gefahren dieser Entwicklungen liegen.

Die Themen:

Künstliche Intelligenz und Computer Vision – Hybride KI: der Schlüssel zur Blackbox? – Sozial-interaktive Künstliche Intelligenz: Anfänge, aktuelle Entwicklungen und Zukunftsperspektiven – KI für das Gesundheitssystem der Zukunft – Automatische Erschließung von Musikdaten – AI for Perceiving 3D Environments. Die Videos der Vorträge finden Sie unter [technologieforum.badw.de](https://www.technologieforum.badw.de)

Digitale Daten in der Medizin

Daher ist das Potential der Künstlichen Intelligenz in der Medizin, insbesondere für die sogenannte P4-Medizin (partizipativ, personalisiert, prädiktiv und präventiv), noch lange nicht ausgereizt. Was fehlt, sind – insbesondere im deutschen Gesundheitssystem, aber auch international – interoperable, vernetzte Daten auf verschiedenen Ebenen, etwa auf der individuellen, der institutionellen oder der staatlichen Ebene. Konkrete Beispiele können diese Herausforderungen veranschaulichen: Wurde einem Patienten etwa von seiner Hausärztin eine Allergie diagnostiziert, so steht diese Information derzeit nicht auf einfache Weise dem nächsten Arzt zur Verfügung. Möchte eine Forscherin wissen, wie viele Patientinnen mit Brustkrebs und einer bestimmten Gensequenz in Deutschland existieren, braucht es bislang aufwändige Forschung und Datensammlung. Möchte eine Patientin wissen, welche Daten ein Versicherer über sie hat und diese Daten eventuell an einen neuen Versicherer übertragen, ist dies heute bestenfalls mit viel Aufwand machbar.

Das Gesundheitssystem der Zukunft muss dafür sorgen, dass die Daten zwischen verschiedenen Systemen ausgetauscht und effizient genutzt werden können. Nur so lassen sich wesentliche Fragestellungen der P4-Medizin beantworten. Ein Beispiel ist die Diagnose von und insbesondere die Therapie bei chronischen Erkrankungen wie Morbus Parkinson. Die Diagnose korrekt zu stellen, ist eine anspruchsvolle Aufgabe und hängt wesentlich von der Erfahrung der behandelnden Ärztin oder des Arztes ab. Noch herausfordernder ist die Entscheidung für eine geeignete Therapieform, bei der die Maßnahmen zu jedem Zeitpunkt aus einer Vielzahl von Möglichkeiten patientenindividuell ausgewählt werden müssen. Wären jedoch Daten zur Diagnose, Therapieentscheidung und vor allem zum Therapieerfolg für alle konkreten Patientinnen und Patienten Deutschlands, Europas oder weltweit objektivierbar und verfügbar, so wären KI-basierte Entscheidungsunterstützungssysteme denkbar, die für eine konkrete Patientin die richtige Therapieform vorschlagen könnten, basierend auf der Vielzahl an bereits vorhandenen Daten.

Der persönliche Gesundheitsdatenraum

Ein Weg, diese Möglichkeiten für das Gesundheitssystem der Zukunft zu schaffen, ist die Etablierung eines sogenannten „persönlichen Gesundheitsdatenraumes“ (Abb. rechts). Dabei werden die Daten nicht wie aktuell hauptsächlich üblich in Silos erhoben und dort aufbewahrt (also bei der Hausärztin, im Klinikum oder beim niedergelassenen Arzt), sondern zugleich auch im persönlichen Gesundheitsdatenraum. Dadurch wird es möglich, Gesundheitsdaten wie Laborparameter, Diagnosen, Therapieentscheidungen und -erfolge auch unter Datenschutzgesichtspunkten sicher mit Forscherinnen und Forschern zu teilen, die damit neue Möglichkeiten der P4-Medizin für das KI-unterstützte Gesundheitssystem der Zukunft schaffen können.

Diese Gesundheitsdatenräume sind heute keine reine Zukunftsmusik mehr. Am 3. Mai 2022 veröffentlichte die Europäische Kommission unter Federführung der DG Sante (Directorate-General for Health and Food Safety/Generaldirektion für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit) einen Vorschlag für den Rechtsrahmen für den European Health Data Space (EHDS/Europäischer Raum für Gesundheitsdaten, siehe auch health.ec.europa.eu). Dieser Vorschlag wird derzeit in Europäischem Rat und Parlament diskutiert und könnte bereits Ende 2023 zu einer bindenden Rechtsverordnung für die Mitgliedstaaten der Europäischen Union werden (die diese dann innerhalb von zwölf Monaten umsetzen müssen). Der EHDS stellt die Menschen in den Mittelpunkt und definiert insbesondere:

- den Gesundheitsdatenzugang für Bürgerinnen und Bürger sowie die Möglichkeit, Daten zwischen verschiedenen Akteuren auszutauschen,
- die Interoperabilität der Daten sowie Sicherheitsanforderungen, die Verwendbarkeit der Daten für Forschung, Innovation, Politikgestaltung und Regulierungszwecke in einem soliden Rechtsrahmen sowie
- digitale Gesundheitsbehörden in den Mitgliedsstaaten, die eine grenzüberschreitende dezentrale EU-Infrastruktur für Gesundheitsdaten errichten.

Das Gesundheitssystem der Zukunft muss dafür sorgen, dass die Daten zwischen verschiedenen Systemen ausgetauscht und effizient genutzt werden können.

Gesundheitssystem der Zukunft: der Mensch im Mittelpunkt



Im Gesundheitssystem der Zukunft sollen persönliche Daten, Leistungen und Services rund um die Gesundheit des Einzelnen zentral gespeichert und datenschutzkonform geteilt werden können.

EU-Infrastruktur für Gesundheitsdaten

Auch die Vorbereitungen für die dezentrale EU-Infrastruktur für Gesundheitsdaten laufen bereits. Errichtet wird diese auf der Basis von Gaia-X, der „europäischen Datencloud“. Im Februar 2021 veröffentlichte das damalige Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (jetzt Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz) den Förderwettbewerb „Innovative und praxisnahe Anwendungen und Datenräume im digitalen Ökosystem Gaia-X“. Für diesen Förderaufruf konnten Projekte zur Entwicklung von Use Cases eingereicht werden, welche die technologische Machbarkeit, den Nutzen von Gaia-X, die wirtschaftliche Umsetzbarkeit und Nutzbarkeit sowie die gesellschaftliche Akzeptanz von digitalen Technologien und Anwendungen demonstrieren. Innerhalb der Gaia-X-Domäne „Gesundheit“ wurden zwei Projekte für die Förderung ausgewählt: das von der Berliner Charité koordinierte Projekt „HEALTH-X dataLOFT“ und das von Bayern Innovativ koordinierte und mit ca. elf Mio. Euro geförderte Projekt „TEAM-X“ (Trusted Ecosystem of Applied Medical Data eXchange). Der Autor dieses Beitrags ist Sprecher des hauptsächlich in Bayern angesiedelten TEAM-X-Projektes.

Verteilte Daten sicher zusammenführen

In TEAM-X haben sich mehrere Forschungs- und Industriepartner zusammengeschlossen, um ein Daten-Ökosystem für den zuverlässigen Austausch von Gesundheitsdaten aufzubauen. Dieses Daten-Ökosystem wird auch bisher verteilte Daten so zusammenführen, dass sie in einem persönlichen Gesundheitsdatenraum liegen. TEAM-X entwickelt diese Ideen anhand von zwei konkreten Anwendungsfällen, der Frauengesundheit und der digitalen Pflege. Über sichere Austauschmög-

lichkeiten werden die Daten dann auch der Forschung zur Verfügung gestellt, beispielsweise zur Etablierung von KI-Algorithmen. Eine dieser sicheren Möglichkeiten ist die Anwendung von föderiertem Lernen, was am Erlanger Lehrstuhl für Maschinelles Lernen und Datenanalytik aktueller Gegenstand der Forschung ist. Dabei werden Daten zum Training von KI-Algorithmen nicht wie bisher an einer Stelle vereint („Data Lake“), der KI-Algorithmus wird vielmehr verteilt an die persönlichen Datenräume geschickt. Schlussendlich wird nur ein Endergebnis zusammengetragen, was die Privatheit des Einzelnen schützt. Durch diese konkrete Implementierung von Aspekten des Europäischen Raums für Gesundheitsdaten leistet TEAM-X Pionierarbeit für die Zukunft des Gesundheitswesens im Bereich der persönlichen Gesundheitsdatenräume und der Entwicklung von zukunftsweisenden KI-Algorithmen.

Prof. Dr. Björn Eskofier

leitet den Lehrstuhl für Maschinelles Lernen und Datenanalytik der FAU Erlangen-Nürnberg. Er stellte seine Forschungen beim BADW-Symposium „Künstliche Intelligenz“ am 22. Juli 2022 in München vor.

Anastasiya Zakreuskaya M. Sc.

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Maschinelles Lernen und Datenanalytik der FAU Erlangen-Nürnberg.

Neu an der Akademie

Dr. Annamaria Peri,
Johannes von Damaskus,
am 1. Juni 2022.

Björn Jakobsen,
Leibniz-Rechenzentrum,
am 22. Juni 2022.

Denis Jaisson und
Johannes Schirk,
Walther-Meißner-Institut,
am 1. Juli 2022.

Roland Müller,
Zentralverwaltung, am 1. Juli 2022.

Matthias Homolka,
Leibniz-Rechenzentrum,
am 2. August 2022.

Henry Schorsten und
Asim Zulfiqar,
Leibniz-Rechenzentrum,
am 1. September 2022.

Desislava Blumenthal und
Matteo Foglieni,
Leibniz-Rechenzentrum,
am 1. Oktober 2022.

Krzysztof Marcinkiewicz,
Leibniz-Rechenzentrum,
am 1. November 2022.

Verstorben

Prof. Dr. Andrew Streitwieser,
korrespond. Mitglied (1993),
Chemie, am 22. Februar 2022.

Prof. Dr. Elke Blumenthal,
korrespond. Mitglied (1995),
Ägyptologie, am 19. April 2022.

Prof. Dr. Nigel F. Palmer,
Mitglied in den Ausschüssen
„Münchener Texte und
Untersuchungen zur deutschen
Literatur des Mittelalters“
und „Katalog der deutschsprachigen
illustrierten Handschriften des
Mittelalters“,
am 8. Mai 2022.

Prof. Dr. Wilhelm J. Brenig,
ordentl. Mitglied (1981),
Theoretische Physik, am 12. Mai 2022.

Prof. Dr. Günter Schmid,
korrespond. Mitglied (2010),
Anorganische Chemie,
am 4. August 2022.

Prof. Dr. Roland Z. Bulirsch,
ordentl. Mitglied (1991),
Höhere und Numerische Mathematik,
am 21. September 2022.

Preise und Ehrungen

Prof. Dr. Ulrich L. Rohde,
Ehrenmitglied (2013),
Engineering Achievement Award der
IEEE Photonics Society Engineering.
Ulrich L. Rohde lehrt Elektrotechnik
und Mikrowellentechnik an mehreren
Universitäten und ist Autor zahl-
reicher Fachbücher. Kürzlich erschien
das von ihm mit herausgegebene
Grundlagenwerk „Fundamentals of
RF and Microwave Techniques and
Technologies“.

Prof. Dr. Hannah Schmid-Petri,
Mitglied im Direktorium des
Bayerischen Forschungsinstituts
für Digitale Transformation, Auszeich-
nung „Pro Meritis Scientiae et
Litterarum“ des Bayerischen Staats-
ministeriums für Wissenschaft
und Kunst.

Zuwahlen

Prof. Dr. Cordula Artelt,
ordentl. Mitglied (2022),
Bildungsforschung, Wahl in den Beirat
„Informatik“.

Prof. Dr. Bernd Bastert,
Prof. Dr. Marina Münkler und
Prof. Dr. Regina Toepfer,
Wahl in den Ausschuss „Münchener
Texte und Untersuchungen zur
deutschen Literatur des Mittelalters“.

Prof. Dr. Ricarda Bauschke-
Hartung, Prof. Dr. Christian
Kiening und Prof. Dr. Stephan
Müller,
Wahl in den Beirat „Deutsche Literatur
des Mittelalters“.

Prof. Dr. Beate Kellner,
ordentl. Mitglied (2018),
Germanistische Mediävistik,
Wahl in den Ausschuss „Katalog der
deutschsprachigen illustrierten
Handschriften des Mittelalters“.

Prof. Dr. Beate Kellner,
ordentl. Mitglied (2018),
Germanistische Mediävistik,
Wahl in den Ausschuss „Katalog der
deutschsprachigen illustrierten
Handschriften des Mittelalters“.

Sonstiges

Jan-Eric Lutteroth M. A.,
wissenschaftlicher Mitarbeiter im
„Corpus der barocken Deckenmalerei
in Deutschland“, Ruf auf eine Junior-
professur an der Universität Mainz.

Foto: Florian Pejjak

Ehrendoktorwürden für
Akademienmitglieder

Martina Hartmann,
Annette Scheunpflug ...



... und Monika
Schnitzer
(von oben).

Zusammenstellung: sie/ei

Fotos: MCH; Uni Bamberg; Uni Kiel/Jürgen Haacks; StMFH/Christian Blaschka

Prof. Dr. Martina Hartmann, Präsidentin der Monu-
menta Germaniae Historica und BADW-Mitglied, erhielt
von der Masaryk-Universität in Brno die Ehrendoktorwürde,
die ihre geschichtswissenschaftliche Arbeit und ihr
langjähriges Engagement für die grenzüberschreitende
Zusammenarbeit würdigt.

Prof. Dr. Annette Scheunpflug, Lehrstuhlinhaberin
für Allgemeine Pädagogik an der Otto-Friedrich-Universität
Bamberg und Mitglied der BADW, erhielt die Ehrendok-
torwürde der finnischen Universität Oulu, wo sie bereits
als Gastprofessorin tätig war.

Für ihre Verdienste in Forschung und Lehre, in der Politik-
beratung und für ihren Einsatz für die Wissenschaft zeich-
nete die Universität zu Kiel Prof. Dr. Monika Schnitzer
mit der Ehrenpromotion aus. Die Volkswirtin (LMU Mün-
chen) ist Vorsitzende des Sachverständigenrats zur Be-
gutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung und
Mitglied der BADW.

Dialektpreis
Bayern 2022

Verdienste um den **schwäbischen
Dialekt** gewürdigt

Die Sprachwissenschaftlerinnen Dr. Edith Burkhart-
Funk und Dr. Brigitte Schwarz wurden von Finanz- und
Heimatminister Albert Füracker mit dem „Dialektpreis Bayern
2022“ ausgezeichnet. Der mit je 1.000 Euro dotierte Preis
würdigt besondere regionale Verdienste in der Dialektpflege
und -forschung. Die Preisträgerinnen zeigten, „dass die Pflege
der Mundart nach wie vor einen hohen Stellenwert in der
Gesellschaft im Freistaat genießt. Durch Ihr Schaffen und
Ihre Projekte tragen Sie nachhaltig dazu bei, dass die ‚Heimat-
sprache‘ aktiv gestärkt, gepflegt und erforscht wird“, so
Füracker bei der Preisverleihung im Heimatministerium in
Nürnberg.

Brigitte Schwarz und Edith Burkhart-Funk verbindet eine
langjährige wissenschaftliche Tätigkeit an der BADW für
den schwäbischen Dialekt. Gemeinsam arbeiteten sie am bereits
abgeschlossenen Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben.
Den „Dialektpreis Bayern 2022“ erhalten sie für den Aufbau
des „Dialektologischen Informationssystems von Bayerisch-
Schwaben (DIBS)“, ein mit vielfältigen Suchfunktionen aus-
gestattetes Internetportal für den gesamten Wortschatz
von Bayerisch-Schwaben. Das DIBS ist Teil des Internetpor-
tals „Bayerns Dialekte Online“, das drei Projekte der Aka-
demie – Bayerisches Wörterbuch, Fränkisches Wörterbuch
und DIBS – unter bdo.badw.de kostenfrei zugänglich macht.

Romano-Guardini-Preis
für Ehrenmitglied Herzog
Franz
von
Bayern

Der Preisträger (r.)
mit Laudator
Pater Friedhelm
Menekes.

Herzog Franz von Bayern, Ehrenmitglied der BADW, erhielt den mit
10.000 Euro dotierten Romano-Guardini-Preis der Katholischen Akademie in
Bayern für sein kulturelles und wissenschaftliches Engagement. Mit der Aus-
zeichnung wird vor allem die Förderung von (moderner) Kunst gewürdigt,
die Herzog Franz zeitgenössischen Künstlerinnen und Künstlern oder Institu-
tionen wie der Münchner Pinakothek der Moderne zuteil werden ließ.

11.22-02.23

November

Dienstag, 22. November 2022
Lost traces? Materielle Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert
 Vortrag von Prof. Dr. Bernd Päffgen (LMU München/BAdW) in der Reihe „Spurensuche – Jüdisches Erbe in Bayern“ der Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“

Sitzungssaal
 19.00 Uhr

Dienstag, 29. November 2022
Better together – Das Zusammenspiel von Mensch und Maschine als Innovationsmotor der Zukunft
 Projektvorstellungen des Bayerischen Forschungsinstituts für Digitale Transformation (bidt) der BAdW, darunter der Pflegeroboter GARMi, u. a. mit Staatsminister Markus Blume, Prof. Dr. Alena Buyx (TU München), Prof. Dr. Eric Hilgendorf (Würzburg) und Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin (LMU München)

Plenarsaal
 18.00 Uhr
 Anmeldung unter events@bidt.digital

Dezember

Samstag, 3. Dezember 2022
Öffentliche Jahressitzung der BAdW
 mit Festvortrag „Lasst uns den Quantensprung wagen“ von Prof. Dr. Rudolf Gross (TU München/BAdW)

Herkulesaal der Münchner Residenz
 10.00 Uhr
 Nur mit Einladung

Dienstag, 13. Dezember 2022
Jüdisches kulturelles Erbe aus dem mittelalterlichen Bayern
 Vortrag von Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott (LMU München) in der Reihe „Spurensuche – Jüdisches Erbe in Bayern“

Sitzungssaal, 19.00 Uhr

Januar

Dienstag, 10. Januar 2023
Der Umgang mit Landsynagogen in Franken nach 1945
 Vortrag von Dipl.-Ing. Hans-Christof Haas (BLfD) in der Reihe „Spurensuche – Jüdisches Erbe in Bayern“

Sitzungssaal, 19.00 Uhr

Dienstag, 24. Januar 2023
Windkraft – vier Perspektiven auf ein energiegeladenes Thema
 Podiumsdiskussion des Forums Ökologie, mit Prof. Dr. Gundula Hübner (MS Hamburg), Prof. Dr. Sören Schöbel-Rutschmann (TU München), PD Dr. Christian Voigt (FU Berlin), Prof. Dr. Johannes Kollmann, Prof. Dr.-Ing. Ulrich Wagner (beide TU München/BAdW)

Plenarsaal
 18.00 Uhr, im Livestream unter badw.de

Februar

Dienstag, 14. Februar 2023
Genisaforschung in Bayern
 Vortrag von Dr. Martina Edelmann (Veitshöchheim) in der Reihe „Spurensuche – Jüdisches Erbe in Bayern“

Sitzungssaal, 19.00 Uhr

Neu in der Mediathek

Aktuelle Podcasts und Videos, darunter die Reihe „Quo vadis Europa?“, finden Sie unter badw.de

Wissenschaft als Beruf
Video • 13.9.2022
 Warum sucht man sich einen Beruf in der Wissenschaft aus, was ist das Reizvolle daran? Das erklären in loser Folge Angehörige der BAdW, diesmal: Dr. Anna Stöckl (Konstanz/BAdW).

Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein ... – Beleidigungen in der parlamentarischen Streitkultur
Podcast • 26.8.2022
 „Lügner“, „Lümmel“, „Idiot“ – das sind nur drei Klassiker, wenn es um Beleidigungen im Bundestag geht. Was passiert, wenn eine Diskussion aus dem Ruder läuft, analysiert Dr. Daniel Stienen (BAdW) mit dem Historiker Dr. Thomas Werneke und dem Juristen Prof. Dr. Christian Waldhoff (beide HU Berlin).

Generation ERASMUS? Über das beliebteste Austauschprogramm Europas
Podcast • 5.8.2022
 Das bekannteste Projekt der EU hat bei vielen jungen Menschen Kultstatus: das ERASMUS-Programm. In welchem Maße prägt es seit 35 Jahren das Leben europäischer Studentinnen und Studenten? Ein Gespräch mit dem ERASMUS-Experten Benjamin Feyen.

Europas Wirtschaft in der Krise?
Podcast • 1.7.2022
 Pandemie, Krieg in der Ukraine, Inflation, Energiekrise – die europäische Wirtschaft ist mit vielen Krisen gleichzeitig konfrontiert. Welche Strategien helfen gegenzusteuern? Darüber sprach Sebastian Matthes (Handelsblatt) mit Prof. Dr. Clemens Fuest (ifo Institut/BAdW).

Im nächsten Heft: Keilschrifttafeln

aus dem antiken Mesopotamien



Impressum

HERAUSGEBER
 Prof. Dr. Thomas O. Höllmann
 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (BAdW)

REDAKTION
 Dr. Isabel Kalous (ik); Dr. Ellen Latzin (el; verantwortlich); Dr. Isabel Leicht (il); Sabrina Schulte (sts); Gabriele Sieber (sie; Bildredaktion); Susanne Vieser (sv); Ruth Zapf (rz)

VERLAG UND ANSCHRIFT
 Bayerische Akademie der Wissenschaften
 Alfons-Goppel-Str. 11, 80539 München
 Tel. 089/23031-1141, badw.de
presse@badw.de, ISSN 1436 -753X

ART DIRECTION
 Studio Umlaut, studio-umlaut.com

GRAFIK
 Daniela Wiesemann, danielawiesemann.de

BILDBEARBEITUNG
 Karin Martin

DRUCK
 Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung,
 Alexandrastr. 4, 80538 München

PAPIER
 SoporSet Premium Offset 120 gr/m²,
 LuxoArt Samt 200 gr/m²

„AKADEMIE AKTUELL“ erscheint 3 x jährlich. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAdW enthalten. Die Texte dürfen nur mit Genehmigung der BAdW reproduziert werden. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den Inhabern der Bildrechte abzuklären. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Das E-Paper der Zeitschrift finden Sie auch unter badw.de.

ZEITSCHRIFT ABONNIEREN
www.badw.de/die-akademie/presse/zeitschrift-akademie-aktuell

Fotos: A. Fadhl/Universität Bagdad; Genisaprojekt Veitshöchheim

BAdW

Spurensuche – Jüdisches Erbe in Bayern

Vorträge

Ehemalige Synagogen, entlegene Friedhöfe, Mikwen oder versteckte Schriftsammlungen auf Dachböden – Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern sind sehr vielfältig und bisher wenig erschlossen. Gerade im ländlichen Raum, wo ab dem 16. Jahrhundert vermehrt jüdische Gemeinden entstanden und sich das sogenannte Landjudentum entwickelte, gibt es bis heute viel zu entdecken, das Aufschluss über die Geschichte jüdischen Lebens in Bayern geben kann.

Auf diese faszinierende Spurensuche in Mittelalter und Neuzeit begibt sich die öffentliche Vortragsreihe der Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“ der BAdW und eröffnet mit interdisziplinären Ansätzen Einblicke in frühere jüdisch-bayerische Lebenswelten. Die Reihe wird im Frühjahr und Sommer 2023 mit weiteren Terminen fortgesetzt werden.

Was? Vortragsreihe „Spurensuche – Jüdisches Erbe in Bayern“
Wo? Sitzungssaal der BAdW
Wann? November 2022 bis Februar 2023, immer dienstags 19.00 Uhr



1839 gefertigtes Schmuckblatt (Mizrach, hebr. „Osten“), das – in der Wohnung oder Laubhütte angebracht – dem Gläubigen die Richtung nach Jerusalem zeigt.



Ein Dirigent auf dem Schreibtisch

Musikwissenschaftlerin **Claudia Heine** über die enge Verzahnung von Forschung und Praxis

Foto **Myrzik und Jarisch**

Kann sich ihre Forschungsergebnisse auf der großen Bühne ansehen: Klassikliebhaberin Claudia Heine.

Geschweißt aus Metallplatten und Schrauben und zugleich ganz filigran steht Dr. Claudia Heines Lieblingsstück auf ihrem Schreibtisch: ein Dirigent, den ihr Großvater ihr schenkte. „Er erinnert mich natürlich an meine Familie. Gleichzeitig aber auch daran, wofür wir das alles hier machen: natürlich für die Wissenschaft, aber eben auch für die Aufführungspraxis, die Musiker“, erklärt die Musikwissenschaftlerin. Seit 2015 ediert sie im Projekt „Kritische Ausgabe der Werke von Richard Strauss“ Bühnenwerke des am häufigsten gespielten deutschen Komponisten des 20. Jahrhunderts. Jüngst sind von ihr zwei Salome-Bände erschienen. Bevor

ein neues Werk in Druck geht, wird es probegespült, um letzte Fehler zu finden. „Zudem fragen wir Musiker bei besonderen Notierungen, ob diese eine spieltechnische Bedeutung haben oder nicht“, so Heine. Zwölf Bände sind schon erschienen, die in München erarbeiteten Werke werden bereits international nach der Kritischen Ausgabe gespielt. Und auch wenn die Klassikliebhaberin Heine die Wissenschaftlerin nicht immer im Opernfoyer stehenlassen kann, resümiert sie: „Daran mitzuwirken, dass bei uns Wissenschaft und Praxis kooperieren und sich befruchten – das beflügelt mich immer wieder aufs Neue.“

Protokoll und Podcast: il



Dazu mehr im BAdW-Cast unter www.badw.de

BAdW

AUS UNSERER PODCAST-REIHE

„QUO VADIS EUROPA?“

WAS IST EUROPÄISCH?

Ein Gespräch mit dem Philosophiehistoriker Dag Nikolaus Hasse

FESTUNG EUROPA? ÜBER DAS EUROPÄISCHE ASYLRECHT

Ein Gespräch mit dem Völkerrechtler Christian Walter und dem Asylrechtsanwalt Franz Bethäuser

EUROPAS WIRTSCHAFT IN DER KRISE?

Ein Gespräch mit dem Ökonomen Clemens Fuest

GENERATION ERASMUS? ÜBER DAS BELIEBTESTE AUSTAUSCHPROGRAMM EUROPAS

Ein Gespräch mit dem Erasmus-Experten Benjamin Feyen



www.badw.de

MEDI▶THEK

BAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN

Akademie Aktuell

Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

jetzt auch als

e-paper

BAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN

